Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Beilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig.

Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, i der Expedition abgegeben werden.

Nr. 208. Mittwoch, den 6. September 1911. 18. Jahrg.

Hierzu eine Beilage und das „Wöchentliche Unterhaltungsblatt“.

Maßlose Kriegshetze.

Die Presse unserer deutschen Kriegshetzer entrüstet sich heuchlerisch über Narreteien französischer Chauvinisten. So schlachtet sie eine soeben erschienene Broschüre aus, die unter dem Titel „Müssen wir uns vor Deutschland fürchten“ behauptet, daß Deutschland ein tönerner Koloß sei, und daß es, wenn es einen Krieg führe, unrettbar verloren wäre.

Diese Broschüre ist töricht und frivol, weil sie die Skrupellosigkeit der französischen Chauvinisten zu steigern vermag. Aber — gibt es denn in Deutschland nicht genau dieselbe Sorte frivoler Kriegshetzer? Haben wir nicht erst vor einigen Tagen einen Artikel des offiziösen Scherlblattes niedriger hängen müssen, der ganz genau dieselbe Meinung über Englands Kriegsstärke verbreitet?

Ja, mehr noch, unsere deutschen Kriegsschreier sind noch frivoler und skrupelloser als ihre französischen Konkurrenten. Denn das, was in der neuesten Nummer des „Deutschen Armee-Blattes“ an unflätiger Herabsetzung, Beschimpfung und Aufreizung Englands und Frankreichs geleistet wird, steht in der ausländischen Chauvinistenpresse unerreicht da!

Das „Deutsche Armee-Blatt“ ist das Mitteilungsblatt des „Vereins inaktiver Offiziere der deutschen Armee und Marine“. Diesem Verein gehören die Gruppen Berlin, München, Breslau, Darmstadt, Zoppot, Posen, der Landesverband Königreich Sachsen und zahlreiche Einzelmitglieder an. Das Blatt ist also das Organ zahlreicher ehemaliger Offiziere. Und dies Blatt schreibt in seiner Nummer vom 3. September:

„Das führt uns zu der Erörterung, ob der gegenwärtige Zeitpunkt wohl für Deutschland für einen Krieg gegen das vereinigte Frankreich und England günstig wäre? Diese Frage ist unseres Erachtens unbedingt zu bejahen. Was zunächst die Popularität eines solchen Waffenganges betrifft, so haben die „Kölnische Zeitung“ und die Nationalliberale Korrespondenz“ — beide durchaus maßvolle Preßorgane — unlängst in ausgezeichneter Weise dargelegt, daß die Drohungen leitender englischer Minister und die anmaßende und provozierende Sprache offiziöser französischer Zeitungen die Stimmung in allen national empfindenden Kreisen des deutschen Volkes auf das äußerste erregt haben. Das genügt. Um Marokkos willen möchte der Kaiser vielleicht nicht das Schwert ziehen. Um weitergehende englische und französische Frechheiten zu züchtigen, tut er es unbedingt, und er weiß, daß er dann das ganze deutsche Volk hinter sich hat. Wie stehen sonst die Kriegschancen? England stellt sich entschlossen auf Frankreichs Seite. Das hat es mehrfach großspurig verkündet. Soll uns sehr lieb sein! Dann können wir gleichzeitig mit ihm und Frankreich gründlich abrechnen. In einem vor einigen Jahren geschriebenen Artikel „Die Englandfurcht“ haben wir dargelegt, daß England ein tönerner Koloß ist, der nur von vergangenem Ruhme zehrt. Seit Trafalgar (1803) hat es sich mit keiner europäischen Seemacht gemessen, und eine Bevölkerung, die derartig sich verkaufmännischt, kann nicht in einer einzelnen militärischen Branche — zur See — spartanisch bleiben. Die Anzahl der Schiffe macht es wahrlich nicht. Größere Flotten sind schon oft von kleineren kriegstüchtigen geschlagen worden. Wir haben nach dieser Richtung auf unsere Marine das größte Vertrauen, und wir wissen, daß sie danach lechzt, sich auf den Koloß zu stürzen. Über die englische Landmacht wollen wir nicht weiter reden. England wäre des kleinen Burenvolkes nie Herr geworden, wenn dieses selbst etwas mehr innere Kriegsdisziplin gezeigt hätte. Unser Generalstab ist natürlich auf den Krieg gegen das vereinigte England und Frankreich vorbereitet. Die Pläne des Generalstabes kennen wir nicht, möchten aber daran erinnern, daß Bonaparte bereits 1805 eine Landung in England plante und sie sicher ausgeführt hätte, wenn er nicht durch seine Pläne nach anderen Kriegsschauplätzen abgerufen worden wäre. Und im Übergang nach Asien hat Preußen ja im kleinen gezeigt, daß es solche Taten nicht scheut. Gelingt es, von etwa 50 Armeekorps, a 40 000 Mann, die Deutschland im Mobilmachungsfalle sofort aufstellt, eins nach England hinüberzuwerfen, so ist dies fertig. In zweiter Linie träten dann seine wunden Stellen: Indien und Aegypten, in die Erscheinung, aus denen sich ganz nette Brandherde errichten ließen, so daß Eduard VII. vielleicht dereinst in der Geschichte als Englands Totengräber figurieren könnte. Über Frankreich läßt sich kaum etwas sagen. Die Leute dort haben seit 1870 nichts gelernt, obwohl sie damals das brillante Chassepot und wir das sehr mäßige Zündnadelgewehr hatten. Jetzt sind sie wieder „erzbereit“. Mögen sie ihren Schaden besehen. Für die inneren deutschen Verhältnisse wäre ein großzügiger Waffengang auch recht gut, wenn er auch den einzelnen Familien Tränen und Schmerzen bringt. Wir fangen an zu verweichlichen. Ein Krieg löst alle großen, guten und edlen Eigenschaften in einem Volke. Das könnte uns gut tun. In die Sozialdemokratie würde das durch ihr entfachte patriotische Empfinden tiefe und breite Furchen reißen. Die paar elenden Schächer, die sich bei der Mobilmachung durch ihre Verführer zu Widerspenstigkeiten verleiten ließen, würden binnen drei Tagen kriegsrechtlich die Kugel empfangen, und dann heißt es: Deutschland, Deutschland, über alles, über alles in der Welt. Dieser Artikel ist nicht offiziös; aber maßgebende Leute teilen seine Anschauung. Vielleicht haben gleichfalls maßgebende Leute in Frankreich und England die Güte, ihn sich hinter die Ohren zu schreiben.“

Hier paßt in der Tat die Bemerkung, daß jede Kritik die bodenlose Frechheit solcher Völkerverhetzung und Volksverhöhnung nur abschrecken könnte!

Immerhin: das Volk, das durch solche Elemente auf die Schlachtbank geschickt werden soll, sieht nun, wie es in gewissen Kreisen aussieht. Aber ist es nicht geradezu Hoch- und Landesverrat, wenn übergeschnappte Krakeeler die Politik großer Kulturnationen durch solch aberwitzige Verhetzung zu vergewaltigen wagen?!

Und wenn die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“, die an erstaunlicher Harthörigkeit leiden muß, noch in ihrer letzten Nummer behauptet, es gäbe in Deutschland gar keine Kriegshetze — wagt sie diese Behauptung auch gegenüber diesem Erguß des Offizierblattes noch aufrecht zu erhalten?

Nur die schärfste Verurteilung solch tobsüchtiger Hetze kann die Regierung von der Mitschuld befreien!

Politische Rundschau

Deutschland.

Kampf gegen die Lebensmittelteuerung, auch in Deutschland!

Das französische Ministerium ist, durch die stürmischen Proteste des Volkes wegen der hohen Lebensmittelpreise bewogen, zusammengetreten um auf Minderung der Hungersgefahr hinzuarbeiten. In Deutschland ist dies ebenso nötig! Meldet doch der wöchentliche Saatenstandsbericht des Deutschen Landwirtschaftsrats für die soeben vorübergegangene Berichtszeit das Folgende:

„Die Witterungsverhältnisse der letzten Woche haben eine bemerkenswerte Änderung bei den Hackfrüchten nicht herbeizuführen vermocht. Die ersten Tage brachten dem Südwesten etwas mehr Feuchtigkeit, in den anderen Gebieten sind durchdringende Niederschläge, von denen hier und dort noch eine Besserung zu erwarten gewesen wäre, nicht vorgekommen. Infolgedessen hat das Wachstum in der letzten Woche meist nur wenig oder gar keine Fortschritte gemacht. Die Knollen der späten Kartoffeln bleiben klein, und der Rückstand der Rübengewichte gegenüber normalen Jahren ist immer noch sehr erheblich. Verhältnismäßig am günstigsten ist die Lage nach wie vor in Ost- und Westpreußen, aber auch in letzterer Provinz hält man die bisherige Befeuchtung nicht überall für ausreichend. Von diesen Landesteilen abgesehen, gibt es nur wenige Gegenden, in denen man jetzt noch eine nennenswerte Besserung für möglich hält. Vereinzelt mitgeteilte Ertragsschätzungen nach dem derzeitigen Stande deuten bei Kartoffeln und Rüben auf eine schwache Ernte hin, auch wird häufig über Auswuchs der Kartoffeln berichtet. Das spärliche Grummet, das nasse Wiesen noch gaben, ist meist eingebracht, vielfach wurde der zweite Schnitt dem Vieh zur Weide überlassen, da sich das Mähen kaum lohnte. Die Bodenbearbeitung wird durch die mangelnde Feuchtigkeit sehr erschwert; stellenweise müssen fremde Arbeiter entlassen werden, da es an Beschäftigung fehlt.“

Das sind die Aussichten, wie sie der Deutsche Landwirtschaftsrat beurteilt. Die Preise haben sämtlich eine dementsprechende Richtung angenommen. Die Zuckerhausse rechnet jetzt schon mit einer Minderproduktion Deutschlands, Österreich-Ungarns, Belgiens und Hollands von 24,7 Millionen Zentner! Dies wäre gegen das Vorjahr eine Verminderung um 25 Prozent. Alle Schätzungen haben allerdings nur einen Wahrscheinlichkeitswert, aber trotzdem muß die Höhe der erwarteten Mindererträge naturgemäß stark auf die Preise einwirken. Seit Beginn des Jahres ist der Zuckerpreis um über 6,50 Mark oder 75 Prozent gestiegen!! Da die Aussichten der Rübenernte bei der weiter anhaltenden Trockenheit gering bleiben, so sind weitere Preissteigerungen zu erwarten.

Die Roggenpreise sind demgegenüber, wenn sie auch gegen das Vorjahr stark gestiegen sind, noch nicht wieder zu der Höhe emporgeklettert, die sie 1907 und 1908 erreicht hatten. Damals war der höchste Preis 217 Mark pro Tonne, zurzeit beträgt er als höchster in diesem Jahre 188½ Mark. Dabei darf allerdings nicht außer acht gelassen werden, daß er leicht noch weiter steigen kann, trotz der größer als sonst erwarteten Roggenernte. Muß doch gerade der Arme, je teurer das Fleisch wird, mehr zum Brote greifen um den brennenden Hunger stillen zu können. Wegen des Defizits an Futtermaterial wird überdies auch dazu der Roggen mehr als sonst gebraucht werden. Das Wichtigste ist aber jetzt, daß die Ausfuhrprämie beseitigt wird, die den deutschen Roggen nach dem Auslande treibt, nur weil seine hiesigen Verkäufer pro Tonne 50 Mark von der Zollbehörde in Form des Einfuhrscheines als Geschenk erhalten. So wird jetzt der beste deutsche Roggen in Dänemark für 120 Mark verkauft, und zwar als Viehfutter!

Wer da alles von der Steigerung der Preise profitieren will, zeigt eine Äußerung, die auf der Tagung des Vereins der deutschen Preßhefefabrikanten fiel. Unter Hinweis auf die gestiegenen Getreidepreise wurde da eine Erhöhung der Hefeforderungen begründet. Die Hefe sei ja ein Getreideprodukt, deswegen würde niemand die Erhöhung übelnehmen!

Die Arbeiter gehen schweren Zeiten entgegen, sie werden nicht vergessen, all denen, die noch nicht wissen, wo sie hingehören, an der Hand der hohen Lebensmittelpreise die Politik der Regierung und ihrer blauschwarzen Clique verständlich zu machen. Nur sie sind es, die die Witterungsnachteile zur Katastrophe für den mühselig arbeitenden Proletarier machen, ihnen gilt der Kampf der kommenden Wahlen.

Die vaterländischen Arbeiter

hielten Sonntag in Dresden einen Bundestag ab, der von den Arbeitgeber-Organisationen und der Junkerpartei herzlich begrüßt wurde. Den Hauptvortrag hielt — Freiherr v. Reiswitz, Chefredakteur des Hauptorgans der Scharfmacher Deutschlands. Er bewies haarscharf, daß die Arbeiter in gottgewollter Abhängigkeit vom Kapital zu leben haben. — Die inneren Beratungen waren mit ängstlichem Geheimnis umgeben. Nach Schluß standen auf dem Tisch im Saal des Zoologischen Gartens verschiedene Rheinweinflaschen und Sektkühler, was für den Fall festgestellt sei, daß man uns wieder jedes Glas Wein, das während eines sozialdemokratischen Parteitages getrunken wird, vorrechnen wollte.

Der Furor teutonicus als Wahlparole.

Die „Berliner Politischen Nachrichten“ erinnern die Regierung daran, daß sie mit „nationalen“ Wahlparolen stets Glück gehabt habe und empfehlen ihr, „sich mehr denn je die Bismarcksche Mahnung angelegen sein zu lassen, sich als politischen Stern das Nationalbewußtsein voranleuchten zu lassen“.

Zum Betrug der Wählermassen ist zwar schon oft geraten worden, aber mit dieser zynischen brutalen Offenheit ist es noch selten geschehen.

Zur Marokko-Frage.

Der „Berliner Lokalanzeiger“, der ja wohl gegenwärtig als offiziös angesehen werden darf, teilt mit:

„Der von dem Botschafter der französischen Republik überbrachte umfassende Vertragsentwurf, der zurzeit unserem Auswärtigen Amt zur Prüfung unterliegt, bietet für eine schleunige Erledigung der leidigen Marokko-Angelegenheit vorläufig nur geringe Aussicht. Soviel wir wissen, ist unsere Regierung zurzeit mit der Ausarbeitung von Gegenvorschlägen beschäftigt. Wie es auch in der französischen Presse seit einiger Zeit schon betont wird, scheint Frankreich in bezug auf territoriale Kompensationen nicht knausern zu wollen, wenn in Marokko in seinem Sinne reine Bahn geschaffen wird. Soweit wir unterrichtet sind, liegen die noch zu überwindenden Schwierigkeiten auf anderem Gebiete.“

In längeren Ausführungen wird dann klar gelegt, daß Frankreich durch eine rücksichtslose und gierige Oligarchie von Spekulanten und Kapitalisten seit Jahren zu Kolonial-Abenteuern gedrängt wird. Man möchte manchmal wünschen, daß in der Wilhelmstraße neben den Staatsmännern und Diplomaten auch einige gerissene Ge-

schäftsmänner säßen, welche alle Kniffe und Winkelzüge der französischen Konzessionsjäger kennen und ihnen zu begegnen wissen. Im großen und ganzen scheine unsere Regierung von dem Grundsatz auszugehen, daß, wenn schon einmal eine Regelung in Marokko stattfinde, diese so gründlich wie möglich sei, und daß den Franzosen, wenn alle übrigen Vorbedingungen erfüllt sind, in politischer Hinsicht, soweit Deutschland in Frage kommt, volle Handlungsfreiheit gewährt wird. Fast alle Schwierigkeiten zwischen Deutschen und französischen Militärbehörden in Marokko seien darauf zurückzuführen gewesen, daß die letzteren zwar alle Rechte des Eroberers beanspruchten, Reklamationen gegenüber sich aber hinter die marokkanischen Behörden verschanzten, die ja Herren im Lande seien. Dieser Zustand müsse aufhören. Frankreich müsse, wenn es in Marokko politische Rechte ausüben wolle, direkt und persönlich in ganz Marokko für Leben und Eigentum jedes deutschen Untertanen verantwortlich sein und dieser Grundsatz könne nicht scharf genug in dem abzuschließenden Vertrage betont werden, falls derselbe zu einem befriedigenden Abschluß kommt. Auf den gewünschten Einspruch gegen die Aufstellung von marokkanischen Truppen und ihre Verwendung auf europäischem Boden sei wenig Wert zu legen. Das hauptsächlichste Gewicht werde das Auswärtige Amt auf die wirtschaftlichen Abmachungen legen. Daß die Bodenschätze in der angegebenen Menge und Güte vorhanden seien, dafür sei ein schlüssiger Beweis noch nicht erbracht. Man müsse aber mit der Möglichkeit der Existenz solcher Mineralschätze rechnen und sie dem deutschen Handel und überhaupt dem freien Wettbewerb der Untertanen offen halten. Dazu gehöre nicht nur, daß jeder Deutsche im Besitze dessen, was er bisher rechtmäßig erworben habe, auch vollständig gesichert werde, sondern es müssen auch dahingehende Abmachungen getroffen werden, daß Erze frei von allen Beschränkungen, Abgaben oder gar Exportzöllen auf den internationalen Markt kommen können, ferner daß der Besitz von Lagerstätten oder Bergwerksrechten auch an die Verpflichtung zum Abbau gebunden ist, andernfalls würde die langarmige Oligarchie, die in Frankreich als die treibende Kraft anzusehen ist, Mittel und Wege finden, diese Erzlager dem freien Wettbewerb zu entziehen und zu ihrem Vorteil zu verwenden. Dann heißt es:

„Was die Besitzergreifung und die Besiedlung von Sus betrifft, so ist auf die Unzweckmäßigkeit dieser Forderung von uns schon wiederholt hingewiesen worden. Erstens ist da garnichts oder nur sehr wenig mehr zu besiedeln, da das Land schon ausreichend besetzt ist, und zweitens haben wir kaum Siedler, die dahin passen. Und schließlich muß man doch auch weiter blicken. Was würde denn unser Reichstag zu dieser Erwerbung eigentlich sagen, die mit einer Kreditforderung von einer ansehnlich runden Zahl von Millionen für Hafen- und Wegebauten und mit der Verschiffung und Unterbringung von mindestens einem Armeekorps einzuleiten wäre, und noch ganz andere Löcher in den Staatssäckel reißen würde, als etwa unser Deutsch-Südwest? Es würde für das Deutsche Reich nicht mehr und nicht minder bedeuten, als eine neue und sehr gefährliche, dabei vollkommen unnütze Achillesferse."

Man darf annehmen, daß diese Darlegungen vom Auswärtigen Amt mindestens inspiriert sind und es wäre damit das Programm für das Ziel der Marokko-Verhandlungen gegeben. Über die Instruktionen, die der französische Botschafter Cambon aus Paris mitgebracht hat, verlautet bisher noch nichts.

Reichstagsnachwahl im Konstanzer Wahlkreis.

Für die Nachwahl im ersten badischen Wahlkreis (Konstanz-Ueberlingen) haben die Nationalliberalen den Landtagsabg. Gärtnereibesitzer Schmid-Singen, das Zentrum den Landgerichtsrat Rüpplin-Konstanz aufgestellt. Der nationalliberale Kandidat wird auch von den Demokraten gewählt.

Despot Breitenbach.

Über die Reise des Eisenbahnministers v. Breitenbach durch die Reichslande und über die sonderbare Rede, die er in Montigny am 30. August an die Eisenbahner hielt, ist bereits berichtet worden. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" bringt nun einen spaltenlangen Bericht über diese Rede, die offenbar als ein Warnungszeichen für die gesamten deutschen Eisenbahner gedacht ist. Über die Arbeiterausschüsse sagt der Minister: „Ihre Aufgabe sei es, die Beziehungen zwischen ihren Mitarbeitern und der Verwaltung zu fördern. Dazu gehöre auch, daß sie sich nicht als Beauftragter Dritter, namentlich nicht von Vereinen fühlten, und die Wünsche ihrer Mitarbeiter nicht kritiklos weitergäben, sondern daraufhin prüften, ob sie sich im Rahmen des Erfüllbaren hielten." Der Minister mutet also den Arbeiterausschüssen zu, die Forderungen der Arbeiter selbständig zu prüfen und sie eventuell als unberechtigt zurückzuweisen. Daß damit die Arbeiterausschüsse zu einer Institution würden, die gegen die Arbeiter gerichtet ist, das wird dem Herrn von Breitenbach vermutlich nicht einleuchten wollen. Die in den Reichslanden vorgekommenen Maßregelungen von Eisenbahnern erklärte der Minister selbstverständlich für berechtigt. Den Beamten müsse das Recht zugestanden werden, an den Versammlungen der Arbeiter teilzunehmen. „Die Sozialdemokratie liebe es, Beamte, welche die Verwaltung zu den Vereinsversammlungen entsende, als Spitzel zu bezeichnen. Das sei eine hetzerische Entstellung. Mit der Abordnung der Beamten bezwecke die Verwaltung nicht, die Arbeiter in der Freiheit ihrer Meinungsäußerung zu beschränken, sondern nur die Stimmung und die Wünsche der Arbeiterschaft kennen zu lernen."

Nach diesem Ausdruck vollendeter Selbstherrlichkeit drohte der Minister dem elsaß-lothringischen Verband:

„Trete in der Haltung des Verbandes keine Änderung ein, so werde die Verwaltung vor die Frage gestellt, gegen den Verband mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln einzuschreiten und die Zugehörigkeit zu ihm als mit der Fortdauer des Dienstverhältnisses unerträglich zu erklären".

Im Anschluß daran gab der preußische Eisenbahngewaltige das Versprechen, daß eine Petition der Eisenbahner um Lohnerhöhung den Gegenstand eingehender Prüfung bilde. — Die reichsländischen Eisenbahnen unterstehen budgetrechtlich dem Reichstag und vor diesem Forum wird dem Eisenbahnminister die Antwort gegeben werden, die ihm gebührt.

Mißtrauensvotum für den Abg. Eickhoff.

Mit der Tätigkeit des in der Sorge um sein Mandat völlig aufgehenden Abg. Eickhoff befaßte sich am Sonntag der in Opladen stattgefundene fortschrittliche Delegiertentag. Die Versammlung nahm eine Resolution an, die für den Regierungsmann Eickhoff geradezu vernichtend ist. Die Politik des fortschrittlichen Bezirksvorstandes wurde zunächst vollständig gebilligt, dann aber besagt die Resolution weiter:

„Andererseits mißbilligt der Delegiertentag die im Gegensatz zu den Interessen der Gesamtpartei stehende, ausschließlich von Mandatsrücksichten geleitete Politik des Abg. Eickhoff, der das Vertrauen der fortschrittlichen Wähler des Wahlvereins Solingen dadurch und ganz besonders auch durch seine arbeiterfeindliche Stellungnahme für immer verloren hat. Demgemäß lehnt der Delegiertentag es ab, mit der politischen Tätigkeit des Herrn Professor Eickhoff weiterhin irgendwie in Verbindung gebracht zu werden."

Diese Abschüttelung ist deutlich und energisch. Eickhoff freilich wird auch dadurch nicht in seiner Überzeugung erschüttert werden, daß es bei den bevorstehenden Wahlen in der Hauptsache darauf ankommt, ihm sein Reichstagsmandat zu erhalten. Fortschrittliche Grundsätze sind ihm Zwirnsfäden, über die man nicht stolpert. Außerdem scheint es ihm weit angenehmer zu sein, im Winter in Berlin mit der Regierung paktieren zu können, statt in Remscheid Schule halten zu müssen.

Opposition im Zentrum.

In verschiedenen Städten des Rheinlandes und Westfalens hat sich die „christliche" Arbeiterschaft sehr energisch dem Protest gegen die Lebensmittelteuerung, und hier zunächst wieder dem Protest gegen die Milchverteuerung angeschlossen, dabei aber gleichzeitig scharfe Stellung gegen die einseitige Agrarpolitik genommen. In einigen Orten sind die Christlichen sogar in führender Stellung an dem Protest gegen Lebensmittel- und Zollwucher beteiligt. So z. B. war das in Mettmann (Wahlkreis Remscheid) der Fall, was hier besonders interessant ist, weil da das Agrariertum noch eine bedeutende Rolle spielt. In einer Versammlung, die in der Hauptsache von bürgerlichen Kreisen besucht und von christlicher Seite einberufen war, wurde eine scharfe Resolution gegen das herrschende Zollsystem beschlossen.

Die Folgen der Kriegshetze.

In Stettin fand ein völliger Run auf die städtische Sparkasse statt. Die Leute verlangten ihr Geld zurück, nachdem das Gerücht Glauben gefunden hatte, daß im Falle einer Kriegserklärung die Mittel der Sparkassen vom Reiche mit Beschlag belegt würden. In drei Tagen sind etwa eine halbe Million Spargelder abgehoben worden. Der Vorstand der Sparkasse hat sich mit einer öffentlichen Erklärung an das Publikum gewendet.

Alarmierende Gerüchte waren am Sonntag auch im Rheinland verbreitet, weil angeblich ein Teil des im Manöver befindlichen 16. Armeekorps nach Metz zurückbeordert worden sei. Gerüchte ähnlicher Art waren auch in anderen Teilen Deutschlands verbreitet.

Durch die Weigerung der Regierung über ihre Pläne endlich einmal wenigstens dem Reichstag Aufschluß zu geben und durch die Kriegshetze einer zum Teil dafür entschädigten kapitalistischen Presse, können Handel und Wandel auf das schwerste geschädigt werden. Wie blutiger Hohn klingt es, wenn angesichts dieser Wirkung einer erbärmlichen, auf Gewinnsucht beruhenden Kriegstreiberei, die „Post", die am gewissenlosesten gehetzt hat, in ihrer Abendausgabe vom Dienstag schreibt:

„Die Stimmung in Frankreich und England, leider auch in Deutschland, wird immer nervöser. Die englisch-französische Preßhetze, die Nachrichten von den Kriegsvorbereitungen in England, Frankreich und Belgien, die herausfordernde Sprache englischer und französischer Staatsmänner und Diplomaten, das alles trägt dazu bei, die Menschen in Aufregung zu versetzen."

Fehlt nur noch, daß die „Post" versichern würde, gerade sie sei es gewesen, die stets zu Ruhe und Frieden gemahnt hat.

Portugal.

Die neue Regierung in Portugal. In der portugiesischen Deputiertenkammer verlas am Montag der Ministerpräsident eine Erklärung, in der es heißt, die Regierung werde als Regierung einer republikanischen Einheit niemals eine Parteiregierung sein und werde antiklerial bleiben, aber ohne Feindseligkeit gegen irgend eine Glaubensgemeinschaft. Sie werde die Arbeit der provisorischen Regierung prüfen, um allmählich das Program der republikanischen Partei zur Ausführung zu bringen, ohne das unumgänglich notwendige Gleichgewicht des Budgets aus dem Auge zu verlieren. Sie werde die arbeitenden Klassen nicht enttäuschen, die stets die Hoffnung hegten, daß die Revolution ihnen eine Besserung bringen werde, und die Verteidigung des Landes sicherstellen. Die Regierung werde die Verhältnisse in der äußeren Politik Portugals nicht ändern, die sich in Übereinstimmung mit derjenigen des Portugal verbündeten England befestigte, ohne jedoch aufzuhören, wie es ihre Pflicht sei, Anregungen des Parlaments und der öffentlichen Meinung Folge zu leisten und ohne die Grundprinzipien republikanischen Programms zu vergessen.

Sodann gaben die Führer des parlamentarischen Blocks die Erklärung ab, die Regierung unterstützen zu wollen. Zum Schluß ergriff der Ministerpräsident noch einmal das Wort und bemerkte, das Gebäude der Republik stehe noch nicht vollkommen gefestigt da. Die republikanische Idee sei in der öffentlichen Meinung noch nicht gänzlich durchgedrungen. An den Grenzen gäbe es einen Feind, der zwar keinen Schrecken aber doch Beunruhigung hervorrufe. In den verschiedenen sozialen Klassen herrsche eine Erregung. Aus diesen Gründen dürfe kein Republikaner die Regierung bekämpfen. — An schönen Worten und guten Absichten fehlt es der Regierung also nicht. Ob aber die Taten dem entsprechen werden?

Finnland.

Der neue Vorstoß. Aus Petersburg wird der „Russischen Korrespondenz" vom 31. August geschrieben: Der vor einigen Tagen vom russischen Ministerium gefaßte rechtswidrige Beschluß, vom Gouvernement Wiborg den zwanzigsten Teil loszutrennen und dem Gouvernement Petersburg anzugliedern, hat sowohl innerhalb des Großfürstentums als im Reiche selbst eine ganz außergewöhnliche Aufregung hervorgerufen. Die Geister sind, unbeachtet der relativen Winzigkeit des Objekts, fast so erhitzt und empört wie damals, als in der finnischen Frage die Hauptentscheidung fiel und Finnland grundsätzlich von den russischen Gesetzgebungskörpern abhängig machte. Offenbar sehen die finnischen Volksmassen in diesem neuesten Erzeugnis des Stolypinschen Kurses eine rücksichtslose Brüskierung ihrer Ehre und den Anfang der realen Russifizierung Finnlands. Daher kommt es, daß auch die gemäßigte und passive Bevölkerung Finnlands in große Unruhe versetzt ist und diese Unruhe in starken Kundgebungen zum Ausdruck bringt.

Vorläufig beschäftigt das Projekt die finnischen Volksversammlungen, wo es eine schwere Verurteilung findet. Im Herbst aber kommt es vor das Forum der russischen Duma, die abermals hinsichtlich ihrer „patriotischen" Gesinnung einem Examen unterworfen werden wird. Wie es heißt, will Stolypin daraus einen casus belli gegen die Oktobristen machen, falls diese bei den finnischen Abenteuern mit ihm nicht durch dick und dünn gehen. Denn im russischen Zentrum gibt es nicht wenige Deputierte, welche das rasende Tempo der gegenwärtigen nationalistischen Regierungspolitik nicht mitzumachen vermögen. Da soll nun eine reinliche Scheidung vorgenommen und die nationalistische Parole für die bevorstehenden Wahlen zur vierten Duma durch praktische Kommentare ergänzt werden. Denn Stolypin steht in dem von ihm großgezogenen Unterjochungsnationalismus die einzige Losung, welche irgendwelche Massen zu ziehen und zu ködern imstande sei. Wer also im nächsten Herbst das „patriotische" Examen bestehen würde, der solle zum nationalistischen Lager sich schlagen und an der Beherrschung Rußlands partizipieren, während alle anderen über den Haufen geworfen werden müssen.

Je näher der Termin der künftigen Dumawahlen herankommt, um so fanatischer wird Stolypin. So ist auch der neueste Vorstoß gegen Finnland sein eigenstes Verdienst. In der Kabinettssitzung, die sich mit dem folgenschweren Projekt befaßte, gab es außer ihm überhaupt nur wenige Mitglieder der jetzigen Regierung, in der Hauptsache Vertreter des Kriegsministeriums und des Ministeriums des Auswärtigen. Wird doch offiziell der Anschlag gegen Finnland mit strategischen und verkehrstechnischen Motiven begründet. Es sei unbequem und gefahrdrohend, daß die Grenze Rußlands hart bei Petersburg gelegen sei; anderseits leide der Verkehr in jenen Monaten, in denen Zehntausende Petersburger Sommerfrischler nach den finnländischen Erholungsorten sich begeben, außerordentlich unter den Grenzverhältnissen. Neben dieser tiefgründigen staatsmännische Theorie hatte der Premier selbst noch eine ganz andere Motivierung für seine zersetzende Politik: er wies darauf hin, daß viele aus Petersburg ausgewiesenen Freiheitskämpfer vor den Toren der Hauptstadt eine Zufluchtsstätte fänden und so dank Finnland einerseits ihrer Strafe entgingen, anderseits ihr propagandistisches Wirken ungehindert fortzusetzen vermöchten.

Alle diese von Stolypin und seinen Helfershelfern vorgebrachten Argumente sind nur Variationen derselben nationalistischen Politik und sollen die für die Wahlen nötige Ideologie stärken und weiter ausbilden. Ob jedoch die von Stolypin erwarteten und ersehnten Folgeerscheinungen auch eintreten werden, ob die Wählermassen um vermeintlicher nationaler Gewinne sich selbst des letzten Restes von Freiheit berauben werden, wird auch in Regierungskreisen mit Fug und Recht bezweifelt.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Mittwoch, den 6. September.

Achtung, Maler! Die Werkstelle Nisset in Schlutup ist nach wie vor wegen Nichtanerkennung des Tarifes gesperrt. Der Vorstand.

Achtung, Tapezierer! Der Streik ist beendig, Zuzug ist aber trotzdem streng fernzuhalten da die sämtlichen im Streik gestandenen Kollegen noch außer Arbeit sind. Der Vorstand.

Die Firma Kloetzen, Möbelgeschäft, Königstraße 65—67, ist wegen Tarifbruch für Tapezierer gesperrt. Kein Tapezierer fange dort an zu arbeiten.

Der Sozialdemokratische Verein hielt gestern abend im Gewerkschaftshaus eine ziemlich gut besuchte Mitgliederversammlung ab. Der Vorsitzende gedachte zunächst der verstorbenen Genossen Burat und A. Schneider, deren Andenken die Versammelten in der üblichen Weise ehrten. Dann unterzog der Genosse Stelling die zum Parteitag in Jena gestellten Anträge einer einstündigen kritischen Besprechung. Ein von einem hiesigen Genossen gestellter Antrag, der den Parteigenossen zur Pflicht machen soll, ihre Kinder über den heuchlerischen Patriotismus der herrschenden Klassen und der Kriegsgreuel aufzuklären, wurde deshalb von der Versammlung nicht an den Parteitag gebracht, weil derartige Beschlüsse bereits bestehen. Genosse Lowak wünschte, daß der Parteitag zu dem Vorgehen der Genossin Luxemburg gegenüber dem Parteivorstand und dem Genossen Kautsky Stellung nehmen möge. Hierauf hielt Genosse Mehrlein ein mit lebhaftem Beifall aufgenommenes instruktives Referat über den Reichsverband gegen die Sozialdemokratie und seine Leute. Redner schilderte die Gründer und Gründung des Reichsverbandes und zeichnete in wirksamen Umrissen die Kampfesmethode und die Technik dieser mit den unsaubersten Mitteln arbeitenden Organisation. Im Verschiedenen wurde es gerügt, daß noch so manche Arbeiter an sogenannten Erntebieren, die für teures Geld garnichts bieten, teilnehmen, während sie für Parteiveranstaltungen, die der Weiterbildung dienen, keinen Groschen übrig hätten. Dabei seien diese Erntebiere nichts weiter als eine gute Einnahmequelle für ihre Veranstalter. Um 11¼ Uhr erfolgte Schluß der Versammlung.

◆ **Die „Eisenbahn-Zeitung"** polemisiert in einem langen Artikel, den sie merkwürdigerweise „Sozialdemokratische Gedankenbetrachtungen" überschreibt, gegen die Ausführungen eines früheren Offiziers, die wir am Montag unter dem

Titel „Die Folgen eines Krieges“ veröffentlichten. Das Blatt versprach, mit seinem Ergusse seine Leser belustigen zu wollen. Ob ihm das überall gelungen ist, wissen wir nicht und möchten es beinahe bezweifeln. Dafür sei aber unsererseits betont, daß uns die allerdings auch garnicht ernst zu nehmenden liberalen „Sozialdemokratischen Sedanbetrachtungen“ wiederholt in fröhlichste Stimmung versetzt haben, die nur durch das Bedauern darüber etwas getrübt wurde, daß man an der Obertrave anscheinend nicht einmal richtig lesen kann, von denken ganz zu schweigen. Ob man es noch lernen wird?

Alldeutsche Kriegshetzer. Die chauvinistischen Alldeutschen, die in Lübeck zwar nur eine kleine, aber mächtige Gruppe bilden — ein Mitglied des Senates spielt bei ihnen eine leitende Rolle —, hatten zu gestern abend eine Versammlung nach den Zentralhallen einberufen, in welcher der Münchener Professor und Graf Dumoulin über Marokko und die Sozialdemokratie dozieren sollte. Die ganze Veranstaltung trug den Titel „Sedanfeier der Lübecker Alldeutschen“. Was der bayerische Graf sagte, waren im wesentlichen die bekannten alldeutschen Hetzereien, wenn er sich auch immerhin einer gewissen Mäßigung befleißigte. Für Friedensbestrebungen, wie sie Berta von Suttner propagiert, ist er nicht zu haben. Solange es Menschen gibt, wird Krieg geführt, behauptet der Redner. Wahrscheinlich hat Dumoulin gemeint, solange die Arbeiterschaft es sich gefallen läßt, als willenlose Schlachttiere für die Interessen der Kapitalisten geopfert zu werden. Natürlich pries der Herr Professor Marokko in den glühendsten Farben.

„Wir brauchen Land. Wir stehen in dem Augenblick, wo wir Land gewinnen müssen. Marokko ist das einzige, an dem wir Rückhalt haben. Hinein in dieses Land, damit wir dabei sein können bei der großen Tragödie der neuen Weltentwickelung. Marokko ist ein Land, das eine Fülle von Erzen bietet. Aber nicht nur Mineralien; gutes Weizenland ist dort vorhanden, wo wir Tausende von Ansiedlern unterbringen können. Dort kann der deutsche Bauer seinen Pflug führen wie in der Heimat; kann seinen Glauben wahren, wie in der Heimat. Dort bringt das Weizenkorn tausendfache Frucht. Hätten wir Marokko, dann würden wir keine Futternot kennen. Eine Belebung unseres ganzen wirtschaftlichen Lebens würde eintreten.“

Man wird bei solcher blühenden professoralen Phantasie lebhaft an Dernburgs berühmtes Datteltistenmärchen erinnert, das sich bei näherer Betrachtung aber eben nur als schwindelhaftes Märchen und weiter nichts entpuppte. Der deutsche Bauer soll in Marokko seinen Pflug führen und die Futternot wäre in Deutschland unbekannt, wenn Westmarokko deutsch würde! Nur in einer Versammlung von politischen Kindern, von Leuten, die keine Ahnung von Weltwirtschaft haben, kann man solche Phantastereien behaupten. Nur politische Kinder können glauben, daß die sozialistische Theorie wie ein Schatten verscheucht wird, wenn zu einem menschenvernichtenden Krieg aufgefordert wird. Das Gegenteil wird der Fall sein. Für die kapitalistische Gesellschaftsepoche wird das Ende ihrer Tage gekommen sein, wenn die Massen sich erst völlig ihrer Kraft bewußt sind und sie richtig zu gebrauchen wissen.

Die Forderung: „Hinein in dieses Land“ bedeutet nichts anderes als: Auf zum Kriege mit Frankreich! Da ist es gut, daran zu erinnern, daß selbst Bülow der Meinung war, wegen Marokko könne Deutschland doch nicht vom Leder ziehen. Das paßt natürlich den alldeutschen Kriegshetzern nicht, die so gern Arbeiterblut in Strömen fließen sehen möchten. Deshalb muß die nationale Phrase herhalten, um alle Einfältigen ganz zu verwirren. Und diese Phrase spielte auch auf der gestrigen „alldeutschen Sedanfeier“, die mit dem üblichen Singsang verbrämt war, eine große Rolle. Deutlicher übrigens, als der Münchner Graf es aussprach, gibt ein dieser Tage erschienenes Flugblatt, die Absichten und Anschauungen der alldeutschen Chauvinisten wieder:

„Seit 40 Jahren arbeitet Frankreich fieberhaft an der Vorbereitung der Rache. Es hat erreicht, daß es dem Deutschen Reiche in der Zahl der ausgebildeten Soldaten überlegen ist (5,5 Millionen gegen 3,8 Millionen). Doch kann das an der Tatsache nichts ändern, daß hinter dem deutschen Heere noch großer unausgebildeter Ersatz steht, der in Frankreich fehlt. Es will deshalb auch die Überlegenheit der Volkszahl erreichen. Dazu will es Nordafrika mit Frankreich zu einem militärischen Ganzen zusammenschweißen. Das hat die dem französischen Kriegsminister nahestehende französische Militärzeitschrift „France militaire“ unzweideutig verraten, indem sie wie ganz selbstverständlich schrieb, Deutschland dürfe in Marokko nicht festen Fuß fassen, weil sonst Frankreich keine Truppen aus Nordafrika an die Vogesengrenze werfen könne. Hierzu muß man wissen, daß der jetzige Kriegsminister Messimy früher Kolonialminister war und den Gedanken geboren und ihn in Frankreich zum Allgemeingut gemacht hat, schwarze und braune Soldaten für Frankreich in Europa kämpfen zu lassen. Wollen wir ruhig zusehen, bis Frankreich die Aufstellung von wenigstens sechs Armeekorps Afrikaner möglich machen kann? Dann müßten wir mit Blindheit geschlagen sein. Meint man bei uns im Deutschen Reiche, daß diese Braunen und Schwarzen, deren Aufdringlichkeit und Unverschämtheit weißen Frauen gegenüber erst jüngst wieder ein Vorfall in Berlin bewiesen hat, sich besser in einem eroberten Deutschland benehmen werden, als 1689 Melac, der Verwüster der Pfalz, oder 1795 die Truppen des französischen Konvents, deren Anführer nach barbarischer Verwüstung deutschen Landes in Süddeutschland und am Niederrhein nach Paris berichteten: „Wir haben den Bewohnern nur die Augen gelassen, um zu weinen.“? Wir wissen aus der Geschichte, daß Frankreich einem niedergeworfenen Deutschland gegenüber nicht mehr von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit spricht. Ungezählte wilde Afrikaner sollen im Kriegsfalle sengend und mordend in Deutschland einfallen. Diese Absicht bestand schon 1870. Wären die Franzosen nicht bei Weißenburg und Wörth zurückgeworfen worden, so hätten die Turkos ein Blutbad in der Pfalz angerichtet. Von dieser Absicht unterhielten sie sich vor jenen Schlachten an ihren Lagerfeuern und schliffen dazu ihre Klingen. Wollen wir, daß ein solches Blutbad, das 1870 glücklich abgewendet worden ist, in dem zukünftigen Kriege unter unsern Frauen und Kindern angerichtet wird? Nein! Aber was müssen wir tun, um das zu verhindern? Des eigentlichen französischen Heeres werden wir uns in Deutschland ja wohl erwehren, wenn auch freilich der Kampf ein sehr viel schwererer und blutigerer sein wird, als er 1870 war. Damals hatten wir die zahlenmäßige Überlegenheit. Frankreich hatte nur ein Söldnerheer, die allgemeine Wehrpflicht hatte es noch nicht eingeführt. Wir hatten eine bessere Artillerie und eine Leitung, die sich bereits in unglaublicher Weise bewährt hatte. Beides trifft heute nicht zu. Bedurfte es schon 1870 der ganzen Tapferkeit unserer Väter, um Frankreich niederzuringen, so werden wir heute noch zu ganz andern Opfern bereit sein müssen, wenn wir siegen wollen. Und siegen müssen wir! Es handelt sich für uns bei einem Kampfe mit Frankreich um unser Bestehen, um unsere Freiheit, um das Leben unserer Frauen und Kinder. Darum müssen wir uns die afrikanischen Hilfstruppen vom Leibe halten, indem wir uns einen Teil von Marokko sichern: denn sobald wir selbst einen Teil Marokkos unser eigen nennen, kann Frankreich seine benachbarten afrikanischen Kolonien nicht sich selbst überlassen, sondern seine Streitkräfte müssen dort zurückgehalten werden. Will Frankreich uns daran behindern, in Marokko zu bleiben, so offenbart es dadurch eben seine kriegerischen Zukunftspläne. Dann wollen wir lieber jetzt den infolge von Frankreichs Rachedurst doch unvermeidlichen Krieg führen als später, wenn Frankreichs Übermacht noch größer und der Sieg für uns noch zweifelhafter geworden ist. Wir wollen nicht zurückweichen und es ist nicht unsern Kindern zuschieben, den dadurch noch schwerer werdenden Kampf später auszufechten.“

Das zeigt jedenfalls, daß die Situation gefährlich genug ist. Beim Kleinbürgertum gewinnen diese Radauphrasen Feuer, alle bürgerlichen Parteien machen schon jetzt den Marokkorummel mit, und es besteht die Gefahr, daß sich die Regierung doch noch in einen Krieg hineinhetzen läßt. Aber auch wenn es nun dazu kommt, will die Sache richtig eingeschätzt sein. Das Bürgertum braucht eine Wahlparole, und es scheint fast, als wolle man in der hohen Not eine Verbindung zwischen dem Chauvinismus der Faschingswahlen von 1887 und der Kolonialmache der Hottentottenwahlen von 1907 herstellen. Die Arbeiter haben also alle Ursache, auf dem Posten zu sein.

Der Bürgerausschuß trat heute morgen erstmalig nach den Ferien wieder zusammen. Er erledigte eine außerordentlich reichhaltige Tagesordnung und bewilligte u. a. auch Herrn Direktor Feldhusen als Leiter des Sommertheaters in der Stadthalle, das in diesem Sommer mit erheblichen Verlusten gearbeitet hat, eine Subvention von 4000 Mk.

An Staatssteuern und Abgaben gingen im Monat August 1911 beim hiesigen Steuerbureau ein: Einkommensteuer 739 267,47 Mk., Wertzuwachssteuer 13 130,— Mk., Grundsteuer 31 720,93 Mk., Eisenbahnsteuer 47 429,53 Mk., Erbschaftssteuer einschl. Erbschaftsabgabe und Zuschläge zur Reichserbschaftssteuer 19 549,88 Mk., Veräußerungsabgabe 14 565,07 Mk., Stempelabgaben 10 131,40 Mk., Schiffsabgaben 51 745,27 Mk., Gewerbesteuer 8 480,82 Mk., zusammen 936 020,37 Mk. gegen 959 280 Mk. im gleichen Monat des Vorjahres; mithin weniger 23 259,63 Mk. Vom 1. April bis Ende August gingen insgesamt 2 656 120,70 Mk. ein gegen 2 352 017,63 Mk. im gleichen Zeitraum des Vorjahres; mithin 1911 mehr 304 105,06 Mk.

Hausfrauen und Mütter!

Den Milchverteuerern ist der Krieg erklärt!

Kauft keine Milch zu erhöhten Preisen!

Arbeiterrisiko. Gestern mittag verunglückte der bei der Firma J. H. Havemann u. Sohn beschäftigte Arbeiter Nehls dadurch, daß ihm eine Tracht Bretter auf den Kopf fiel. Er erlitt schwere Verletzungen und mußte mittels Droschke in seine Wohnung geschafft werden.

Der Betrieb auf der Linie „Vorwerker Friedhof“ der Lübecker Straßenbahn ist am heutigen Mittwoch eröffnet worden. Die Wagen, welche die Nummer 10 führen, verkehren von der Abzweigung der Friedhofsalle von morgens 9.15 Uhr ab bis abends 6,55 Uhr alle 20 Minuten. Diejenigen Wagen der Krempelsdorfer Linie, welche Anschluß mit dem Pendelwagen der Linie 10 haben, werden durch Anbringung besonderer Tafeln kenntlich gemacht. Im übrigen verweisen wir auf das bezügliche Inserat in der heutigen Nummer unseres Blattes.

Doppel-Badeanstalt Falkenwiese. Die Temperatur betrug am 5. Septbr., morgens 6 Uhr: Wasser 18, Luft 14; morgens 10 Uhr: Wasser 18, Luft 16; mittags 12 Uhr: Wasser 18½, Luft 18; abends 6 Uhr: Wasser 18½, Luft 16 Grad Celsius. Zahl der Badenden: etwa 300 männliche (darunter 0 Klassen mit — Schülern) und 250 weibliche Personen.

pb. **Verhaftungen.** Festgenommen wurde ein hiesiger Krankenwärter, weil er den bereits gemeldeten Diebstahl eines Gummimantels in einem an der Obertrave belegenen Gasthofe zum Nachteil eines Chauffeurs begangen hat. Der Mantel wurde noch in seinem Besitze gefunden. — Ein auswärtiger Barbier, der seiner Sistierung an die Polizeiwache heftigen Widerstand entgegensetzte, wurde festgenommen. — Auf Grund eines Haftbefehls des königl. Amtsgerichts in Stralsund wurde heute morgen ein mit dem Dampfer „Trave“ hier angekommener Arbeiter festgenommen zwecks Vollstreckung einer wegen gemeinschaftlichen Hausfriedensbruchs gegen ihn erkannten Gefängnisstrafe von drei Monaten.

pb. **Ein freigebiger Knabe.** Am 5. ds. Mts., nachmittags zwischen 3 und 4½ Uhr hat ein unbekannter etwa 12 Jahre alter Knabe, der dunkel gekleidet ging, in hiesigen Geschäften wertvolle Spielsachen, als 1 Luftbüchse, 1 Lokomotive, 1 imitiertes Infanterie-Seitengewehr Modell 71 und 1 Mundharmonika gekauft und sofort wieder an gleichaltrige, ihm gänzlich unbekannte Knaben verschenkt. Es wird vermutet, daß der Knabe, der angegeben hat, er stamme aus Waldhusen oder Travemünde und heiße Martens, das Geld, welches er hier verausgabte, auf unrechtmäßige Weise in seinen Besitz gebracht hat. Die erwähnten Spielsachen sind vorläufig im Bureau der Kriminalpolizei sicher gestellt.

Stadthallen-Theater. Man schreibt uns: Morgen geht der Schwank-Schlager „Theodore u. Cie.“ zum letzten Male in Szene. Am Freitag ist zum Benefiz für Josefine Seifert noch eine Neuheit: „Norachen“ von H. Katsch, in Vorbereitung, die in Berlin und Nürnberg augenblicklich große Triumphe feiert. Herr Hans H. Koch hat seine Mitwirkung zugesagt, wodurch der Abend noch besonders an Interesse gewinnt.

Hamburg. Streikjustiz. Noch bei keinem wirtschaftlichen Kampfe ist von der Scharfmacherpresse so elend geschwindelt worden, wie bei der Aussperrung der Hamburger Holzarbeiter. Es wurde von lebensgefährlich verletzten Streikbrechern berichtet. Der Zweck heiligt da die schofelsten Mittel; es gilt nämlich, Material gegen die Arbeiterbewegung zur Stelle zu schaffen, um es gesetzgeberisch verwerten zu können, und da wird eben nach Reichsverbandsmanier gearbeitet. Von den „lebensgefährlich Verletzten“ ist erfreulicherweise noch niemand gestorben, es sei denn, daß — wie weiland die Hunnenkrieger — die Erschlagenen nach der „Schlacht“ wieder zu neuem Leben und neuen Taten erweckt worden sind. Die Sache hat aber auch eine ernste Seite. Lesen die mit der Rechtspflege betrauten Personen täglich solchen Schwindel, so übt dieser eine suggestive Wirkung aus. „Wie bekannt, ist bei diesem „Streik“ — jede Aussperrung wird kurzweg als „Streik“ bezeichnet — sehr viel passiert“, so oder so ähnlich ist schon wiederholt von Hamburger Richtern oder Anklägern geäußert worden. Und gingen die Verteidiger von der gewöhnlichen „Übertretung“ der Straßenordnung oder der einfachen Streikbrecherbeleidigung angeklagten Streikkündern der Sache auf den Grund, bezeichneten sie die Scharfmacherleistungen als das, was sie sind, als Schwindel, dann gab es erstaunte Gesichter. Vor einigen Tagen kam ein „ernster Fall“ zur Verhandlung, ein Arbeitswilliger sollte mißhandelt worden sein. Diese Mißhandlung löste sich jedoch in nichts auf, der „Angeklagte“ wurde freigesprochen. — Der zweite Fall von „krassem Terror“ gelangte vor dem Forum des Amtsrichters v. Lößl zur Verhandlung. „Schämt Ihr Euch nicht, so jung und schon so verdorben!“ Diese Worte, die doch mehr moralisierenden, denn beleidigenden Inhalts sind, hat ein ausgesperrter Tischler C. an zwei jugendliche Streikbrecher gerichtet. Das Gericht machte aber noch mehr daraus, denn es verurteilte den Angeklagten aus § 153 der Gewerbeordnung zu zwei Wochen Gefängnis. Bei diesem Urteil scheinen wieder die bekannten „inneren Einflüsse“ mitgewirkt zu haben.

Hamburg. Die Billwärder Kirche in Flammen. Während am Dienstag morgen Kupferschmiede des in Billwärder wohnenden Klempnermeisters Müller auf einem am Turmkopf der St. Nicolaikirche in Billwärder angebrachten Gerüst mit Arbeiten zur Ausbesserung des Turmhelms beschäftigt waren, brach gleich nach 8 Uhr, vermutlich beim Verlöten der Kupferplatten, ein Feuer aus, das in wenigen Sekunden das ganze Gerüst ergriffen hatte und sich mit ungeheurer Geschwindigkeit über den Turmaufsatz erstreckte, der einer brennenden Riesenfackel glich und die Bewohner der Umgegend aus ihren Häusern auf die Straße und zur Brandstelle lockte. Trotz der rastlosen Tätigkeit der Löschmannschaft war an eine Rettung des Kirchturms nicht mehr zu denken. Schon nach 40 Min. stürzte der brennende Turm mit donnerähnlichem Krach in sich zusammen. Der 56 Meter hohe Turm durchschlug das Dach des Kirchengebäudes. Alle Bemühungen, die durch den niedergestürzten Turm in Brand geratene Kirche vor der Zerstörung zu retten, erwiesen sich als vergeblich. Ungeschwächt fraßen sich die Flammen weiter und griffen, vom Winde getragen, auf das hart an die Kirche angrenzende Organistenhaus und das mit Stroh gedeckte alte Pastorat über. Beide Häuser wurden zur Hälfte eingeäschert, während eine gleichfalls durch Flugfeuer ergriffene Scheune, die mit Erntevorräten angefüllt war, völlig niederbrannte. Das neuerbaute Pastorat wurde gerettet. Erst nach zweistündiger Löschtätigkeit hatte die Wehr das Feuer in der Gewalt, nachdem die Kirche völlig niedergebrannt war. Aus den noch schwelenden Trümmern, die einen dichten Rauch ausströmten, rettete der zur Brandstätte geeilte Professor Brinckmann mit vieler Mühe die geborstenen und zum Teil geschmolzenen Reste der sehr wertvollen antiken Kirchenkronleuchter. Einige beherzte Männer drangen, während die Flammen im Innern der Kirche ihr Zerstörungswerk vollendeten, in die Kirchen-Sakristei und brachten die alten Kirchenbücher in Sicherheit. Während des Brandes, der eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Brande der Großen Michaeliskirche hatte, eilten Tausende zum Brandplatze, der von allen Seiten weithin sichtbar war. Die Kirche war in den Jahren 1737 bis 1739 erbaut. Der ursprünglich daneben stehende hölzerne Turm wurde im Jahre 1884 durch den nun vernichteten Turm ersetzt. Als im Jahre 1771 bei der großen Sturmflut der Elbdeich brach, wurde auch die Kirche tief unter Wasser gesetzt. Von der Höhe des damaligen Wasserstandes legte ein in der Kirchenmauer angebrachtes Wasserstandszeichen beredtes Zeugnis ab.

Hamburg. Die hamburgischen Volksschullehrer und -lehrerinnen protestierten in einer sehr stark besuchten Versammlung im großen Saal bei Sagebiel gegen das Vorgehen des bürgerschaftlichen Gehaltsausschusses, der bei der gegenwärtig schwebenden Gehaltsregulierung die materielle Wertschätzung des Standes und der Arbeit der Lehrerschaft sehr niedrig bemessen und nicht die leiseste Spur von Wohlwollen und Gerechtigkeit gezeigt habe. Mit voller Absicht habe man eine Kluft in der Besoldung herbeigeführt zwischen den bisher mit den Lehrern gleichgestellten Zollbeamten und Gerichtssekretären und ferner den Unterschied zwischen den Akademikern und den Lehrern des Proletariats durch 1000 Mk. höheres Einkommen zum Ausdruck gebracht. Unter großem Beifall bezeichnete die Lehrerschaft die Gehaltsvorlage als die erste wurmstichige Frucht des reaktionären Wahlgesetzes. Man will die Lehrerschaft sozial drücken und andere Gruppen bewußt über sie hinausheben; darum müsse jeder Volksschullehrer jetzt endgültig das Tischtuch zwischen sich und den alten Parteien entzweischneiden. Die bewußte Degradierung des Volksschullehrerstandes hänge aufs engste zusammen mit der gegenwärtigen schulpolitischen Situation, der stiefmütterlichen Behandlung der Volksschule für das Proletariat und der ungeheuren Vermehrung der Realschulen. Ein Vorschlag, jede Arbeit, zu der man nicht auf gesetzmäßigem Wege gezwungen werden könnne (Tätigkeit an den Gewerbeschulen und bei sozialen Einrichtungen), niederzulegen, wurde zwar mit rauschendem Beifall befürwortet, jedoch angesichts der Unsicherheit der Durchführung nicht zum Beschluß erhoben. In tiefster Erbitterung quittierte die Versammlung durch einstimmige Annahme einer scharfen Resolution über den ungerechtfertigter- und kränkenderweise erhaltenen, die ganze Mißachtung der bürgerlichen Parteien zum Ausdruck bringenden Fußtritt.

Hamburg. Ein Familiendrama hat sich am Montag nachmittag in der Springeltwiete 18, Haus 4, abgespielt. Die dort wohnenden Eheleute Ahlenberg lebten schon seit langer Zeit in stetem Unfrieden, der in der Trunksucht des Mannes seine Ursache hatte. Am Sonnabend abend kam A. nur mit der Hälfte des verdienten Wochenlohnes stark bezecht nach Hause, wo ihm seine Frau bittere Vorwürfe machte. Er gab ihr den Rest seines Geldes, nahm ihr aber schon am Sonntag die Hälfte wieder weg, um es zu verjubeln. Als er am Montag von der Arbeit heimkehrte, machte ihm die Frau wieder Vorhaltungen, wodurch A. so erregt wurde, daß er einen Revolver zog und drei Schüsse auf seine Frau abfeuerte, die ihr in Schulter, Brust und Unterleib drangen. Laut um Hilfe rufend, eilte die Verletzte auf den Hof, wo sie bewußtlos zusammenbrach. Die Nachbarn, bei denen die Frau sehr beliebt war, eilten darauf sofort in die Wohnung, um A. dingfest zu machen. Sie fanden den Mann mit einer Schußwunde in der Brust in der Küche. Die beiden Schwerverletzten wurden sofort in das Krankenhaus gebracht. Dort ist A. gestorben. Seine Frau ringt mit dem Tode. — Verhaftete Einbrecherbande. Eine aus fünf Personen bestehende Einbrecherbande hatte beschlossen, bei einem in der Brandstwiete Nr. 40 wohnenden Wirt einzubrechen. Der Einbruch sollte von einem Neubau in der Gröningerstraße aus bewerkstelligt werden. Alle fünf Einbrecher be-

gaben sich, ausgerüstet mit umfangreichem Diebesgerät, in den Neubau und begannen gegen den Keller des Hauses in der Brandstwiete zu arbeiten. Das hörte ein in der Nachbarschaft wohnender Mann, dem die Sache verdächtig vorkam. Er benachrichtigte deshalb den Wirt, und beide Männer holten Polizisten herbei. Als die Einbrecher sich überrascht sahen, ergriffen sie durch den Neubau hindurch die Flucht. Zwei von ihnen entkamen, zwei wurden an Ort und Stelle festgenommen. Während die Polizisten mit der Verhaftung der Täter beschäftigt waren, drang aus dem Keller heraus ein leises Stöhnen. Es wurde nun festgestellt, daß ein fünfter Einbrecher dort verunglückt war. Er wollte, als die Gesellschaft den Neubau betreten hatte, als erster an das Haus kommen und versuchte, an einem Bleirohr emporzuklimmen. Dabei brach das Rohr ab, und der Einbrecher stürzte in den Keller, wo er sehr schwer verletzt in einer Blutlache liegen blieb. Der Verletzte wurde ins Hafenkrankenhaus gebracht, wo er in besorgniserregendem Zustande daniederliegt. Später gelang es, die beiden entflohenen Komplicen in einer Wirtschaft der Niedernstraße zu ermitteln und zu verhaften.

Penzlin. Schwerer Unglücksfall. Von einem Bagagewagen der Artillerie gingen die Pferde durch. Der Führer wurde herabgeschleudert und erlitt einen Beinbruch. Die führerlosen Pferde rasten mit dem schwer beladenen Wagen durch mehrere Straßen und überfuhren ein junges Mädchen von 16 Jahren, das schwere innere Verletzungen erlitt. Beide Verunglückte mußten in das Krankenhaus gebracht werden.

Vegesack. Mehr Arbeiterschutz. Bei einem Gerüsteinsturz, der sich, wie gemeldet, am Freitag auf der Werft des Bremer „Vulkan" in Vegesack ereignete, wurden sechs Arbeiter schwer verletzt. Das zusammengebrochene Gerüst hatte eine Höhe von 20 Metern. Die Werftarbeiter haben sich bereits in zwei Versammlungen mit diesem schweren Unglücksfall beschäftigt und der Direktion verschiedene Forderungen unterbreitet. Es wurde scharf gerügt, daß zum Gerüstbau Hölzer verwendet wurden, die schon 9 Jahre lang allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt waren. Die Gerüsttrümmer wurden schnell hinweggeräumt, noch bevor die Polizei die Unglücksstelle besichtigt hatte. Die Arbeiter verlangen jetzt in erster Linie die Anstellung von besoldeten Arbeiterkontrolleuren, die für die Durchführung eines wirksamen Arbeiterschutzes auf der Werft zu sorgen haben. Die Akkordarbeit im Gerüstbau soll abgeschafft und der Lohn der Stellagebauer in angemessener Weise aufgebessert werden. Ferner verlangen die Arbeiter bei dem Stellagenbau die Verwendung guten Materials und Erhöhung der Akkordpreise, damit ein Überhasten bei der Arbeit vermieden wird. Eine von den Arbeitern gewählte Kommission, der auch der Geschäftsführer des deutschen Metallarbeiterverbandes als Mitglied angehört, soll solange in Wirksamkeit bleiben, bis der Forderung der Arbeiterschaft nach Anstellung von besoldeten Arbeiter-Kontrolleuren Rechnung getragen ist.

Apenrade. Vier Matrosen ertrunken. Vom Freitag bis Montag lagen ein Linienschiff- und ein Kreuzergeschwader in der hiesigen Förde, zusammen 28 Fahrzeuge. Leider passierte am Sonnabend abend etwa um 10½ Uhr ein schwerer Unfall, dem vier blühende Menschen zum Opfer fielen. Ein Motorboot vom Kreuzer „Von der Tann" befand sich auf der Fahrt von der Stadt nach seinem Schiff. Nicht mehr weit davon entfernt, wurde es von einer Pinasse angerannt und sank augenblicklich. Die nächst der Unfallstelle gelegenen Schiffe schossen sofort Raketen und Leuchtkugeln ab, auch traten die Scheinwerfer in Tätigkeit, aber diese wollten nicht richtig funktionieren. In dem gesunkenen Boot sollen 12 Mann gewesen sein, wovon 8 Mann gerettet wurden. Von den Ertrunkenen wurden Jacken aufgefischt, die sie sich wohl ausgezogen haben, um sich dadurch leichter zu machen. Es ging allerdings das Gerücht durch die Stadt, daß 6 Mann ertrunken seien, ein anderes Gerücht lautet, daß alle gerettet wurden. Aber am Sonntag morgen hatten sämtliche Schiffe die Flaggen auf Halbmast, ein Beweis, daß das Unglück Opfer gefordert hat. Merkwürdig ist, daß fast sämtliche Mannschaften von dem Unfall nichts wußten oder wissen wollten, auch die Maate waren verschlossen.

Parchim. Ein verheerendes Feuer wütete in der nahegelegenen Stadt Lübz. Da alles infolge der Dürre sehr trocken ist, auch in den Ställen befindliches Stroh dem Feuer reichlich Nahrung gab, brannten trotz der Anstrengung der Feuerwehr in dem sehr eng bebauten Stadtteil 15 Grundstücke nieder, darunter auch die Apotheke. Diese wurde sofort wieder in einem Möbelwagen eingerichtet und die nötigen Chemikalien von hier per Automobil hingeschafft.

Edewecht. Brände. Hier brannte die Sägerei des Herrn Hillje nieder. Es ist dies der dritte Brand innerhalb weniger Tage. Am Dienstag wurde die Besitzung des Frl. M. zu Jühren in Osterscheps eingeäschert. In der Nacht zum Freitag brannte die Ziegelei des Herrn G. Oltmanns, Osterscheps. Hier blieb das Feuer auf das Brandhaus beschränkt, etwa 60 Fuder Torf verbrannten mit. Obgleich es auch bei dem Brande der Sägerei an Wasser mangelte, konnten die Nachbargebäude doch gerettet werden.

Handels- und Marktnachrichten.

Hamburger Sternschanz-Viehmarkt vom 5. Septbr.
Auftrieb 4250 Schweine. Markt lebhaft geräumt. Überstand — Stück.

Es wurden gezahlt für 50 kg Lebendgewicht nach Abzug vereinbarter nebenstehender Tara und für 50 kg Lebendgewicht ohne Tara: Beste schwere reine Schweine, über 260 Pfd., Tara 20 Proz., 61,— bis 62,— (49,— bis 49,50 Mk.) Mittelschwere Ware, von 240—260 Pfund, Tara 20 Proz., 61,— bis 62,— (49,— bis 49,50) Mk. Mittelware, von 200—240 Pfd., Tara 22 Proz., 61,— bis 62,00 (47,50 bis 48,50 Mk.) Gute leichte Ware, unter 200 Pfund, Tara 22 Proz., 61,— bis 62,— (47,50 bis 48,50 Mk.) Geringere Ware, Tara 24 Proz., 56,00 bis 60,00 (42,50 bis 45,50) Mk. Sauen, 1. Qualität, Tara 20 Proz., 53,— bis 56,— (42,50 bis 45,50) Mk. Sauen, 2. Qualität, Tara 22 Prozent 46,— bis 52,— (36,50 bis 40,50) Mk.

Briefkasten.

Ketelhohn-Schwartau. Wohl ist Eure Zahlung für das zweite Quartal bei mir eingegangen, aber wie Ihr aus der Quittung von Gen. Mehrlein ersehet und auch selbst wißt, erst am 19. Juli. Somit kann ich die Zahlung erst im nächsten Quartal in der Abrechnung aufführen. Im übrigen sei noch bemerkt, daß auch für das jetzt laufende Quartal noch keine Zahlung erfolgte, obwohl nach dem Kartellregulativ solche bis zum 3. des letzten Monats im Quartal erfolgen muß. Chr. Thies, Kartellkassierer. (Anmerkung der Redaktion: Wir haben dieser Notiz auf besonderen Wunsch Raum gegeben, betonen aber, daß dies nur ausnahmsweise geschieht.)

Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete" und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Löwigt, für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co. Sämtlich in Lübeck.

Statt Karten.
Ella Behrens
August Wustrow
Verlobte.
Semmenstedt, Kr. Wolfenbüttel. Lübeck.

Heute morgen 5 Uhr entschlief nach längerem Leiden meine liebe Frau und meiner Töchter liebevolle Mutter und Schwester
Bertha.
Tief betrauert von
Heinrich Leopold.
Carl Fahrenkrog u. Frau, geb. Leopold.
Alma Bapahl.
Mariane Höper.
Die Beerdigung findet am Sonnabend vorm. 10½ Uhr von der Kapelle Burgtor aus statt.

Ein leeres Zimmer
zum 1. Oktober zu vermieten Westhoffstraße 2.

Zu sofort oder später **Kottwitzstraße mehrere Drei- und Zweizimmerwohnungen** zu vermieten. Näheres Kottwitzstraße 38, pt.,

Zu verm. zum 1. Oktober eine kleine **Wohnung** in der Georgstr. an ruhige Leute. Preis 140 Mark. Näheres Dornestraße 20a.

Gesucht eine **Zwei-Zimmer-Wohnung** mit Keller und Zubehör im Pr. von 160—180 Mk. Nähe des Hüxtert. bevorz. Ang. u. **KS** a. Exp.

Gesucht zum 1. Oktober **2- bis 3-Zimmer-Wohnung,** parterre od. 1. Et. Ang. u. **K 40** an die Exp.

12000 Mk. 1., 4000 Mk. 2. und 1000 Mk. guter Mittelposten vom Selbstdarleiher zum 1. Jan. gesucht. Ang. u. **G B** an die Exp. d. Bl.

Ein Kinderwagen
zu verkaufen Krähenstraße 26.

Zu verkaufen **ein Kinderwagen** mit Gummi und Schutzblech Morier Straße 22.

Ein Fensteraufsatz
zu verkaufen Westhoffstraße 2.

Eine guterh. Sportkarre
billig zu verkaufen Johannisstraße 56, II.

Gesucht zum 1. Oktober
ein junger ordentl. Knecht.
Albert Rebesky, Meierstraße 18a.

Verloren am Sonntag, 3. 9., beim Gastwirt **Sikke** in **Rensefeld** ein goldenes Kettenarmband. Abzug. gegen Bel. bei Fick, KL.-Mühlen.

Täglich frischen
Lachsabfall Paket 30 Pfg.
Krümellachs „ 20 „
Kieler Vollfett-Bücklinge
Aale.
P. Tretow
Schlumacherstraße 27.

Käse! Käse!
Vollfetten und fetten Tilsiter, durch Hitze gelitten, **20, 30, 40** Pfg. per Pfund, so lange Vorrat reicht.
Fleischhauerstraße 48.

Carl Folkers
Möbelmagazin
25 Marlesgrube 25.
Vollst. Wohnungseinrichtungen.
Selbstgefertigte Arbeiten.
Größte Auswahl.
Billigste Preise.
Weitgehendste Garantie.
Zimmereinricht. stets vorrätig.
Lieferung frei Haus auf eigenem Möbelwagen.
: Teilzahlung gestattet :
Bei Barzahlung Rabatt.
Gebe rote Lubeca-Rabattmarken.

Gr. Burgstr. 23.

Sämtliche Reparaturen
an **Fahrrädern** und **Nähmaschinen** aller Systeme werden in kürzester Zeit bei billigster Berechnung prompt ausgeführt.
Sämtliche Ersatz- u. Zubehörteile
stets am Lager.
Heinr. Körner,
Gr. Burgstr. 23.
Fernruf 1685.

Tilsiter Fettkäse Pfd. 20 Pfg.
Käselager Schlumacherstr. 12.

Zentralverband der
Zimmerer
Deutschlands.
Zahlstelle Lübeck.
Mitglieder-Versammlung
Donnerstag, 7. Sept.
abends 8½ Uhr
im „Gewerkschaftshaus"
Johannisstrasse 50-52.
Tages-Ordnung:
1. Kartellbericht.
2. Abrechnung vom Gewerkschaftshaus.
3. Innere Verbandsangelegenheit.
4. Unser diesjähriges Stiftungsfest.
Um zahlreiches Erscheinen ersucht
Der Vorstand.

Lübecker Straßenbahn.

Der Betrieb auf der Linie „Vorwerker Friedhof" — der Wagen führt die Nummer „zehn" — ist am Mittwoch, dem 6. September cr., eröffnet und bringen wir nachstehend den Fahrplan zur öffentlichen Kenntnis:

Nach Vorwerker Friedhof
ab: Krempelsdorfer Allee, Abzweigung Friedhofs-Allee:
9.15, 9.35, 9.55, 10.15, 10.35, 10.55, 11.15, 11.35, 11.55, 12.15 usw. alle 20 Minuten bis abends 6.55 Uhr.

Nach Krempelsdorfer Allee
ab: Vorwerker Friedhof:
9.25, 9.45, 10.05, 10.25, 10.45, 11.05, 11.25, 11.45, 12.05, 12.25, 12.45, 1.05, 1.25 usw. alle 20 Minuten bis abends 7.05 Uhr.

Diejenigen Wagen der Krempelsdorfer Linie, welche Anschluß mit dem Pendel-Wagen der Linie 10 haben, es sind dies die Wagen, welche von morgens 9.00, 9.20, 9.40, 10.00, 10.20, 10.40 usw. alle 20 Minuten bis abends 6 Uhr 40 Min. vom Kohlmarkt abfahren, werden durch Anbringung besonderer Tafeln kenntlich gemacht.

Bei Trauerfeiern mit größerer Beteiligung werden auf vorherige Bestellung Sonderwagen gestellt, welche zwischen Markt bezw. Lindenplatz und dem Vorwerker Friedhof direkt verkehren.

Lübeck, den 5. September 1911.

Die Betriebsverwaltung.

Bungescher Speise-Essig ist anerkannt der beste.
Nur echt mit dem Etikett der Firma. Alleinige Fabrikanten:
H. L. Wiegels, vorm. I. C. Bunge, G. m. b. H.

Einladung zum
Sommer-Vergnügen
des
Männer-Gesang-Vereins Vorwärts, Schwartau
bestehend in **Konzert, Herren-, Damen- und Kinderbelustigungen**
am Sonntag, dem 10. September 1911
im Hotel Kronprinz in Schwartau.
Anfang der Herren-, Damen- und Kinderbelustigungen 2 Uhr.
Ballanfang 7 Uhr. Abends 9 Uhr: **Große Fackelpolonäse.**
Um freundliche Teilnahme ersucht
Das Komitee.
Alle Bundesvereine sind hierzu freundlichst eingeladen.

Verloren von Schwartauer Allee 34 bis Cleverbrück eine Bienenzange. Bitte abzugeben Schwartauer Allee 34, I.

Konsumverein
für Lübeck und Umg.
e. G. m. b. H.
Mitglieder-Versammlung
für die Warenabgabestelle
Schwartau
am Freitag, 8. Sept.
abends 8½ Uhr
bei Pinkert (Gasthof Transvaal).
Tages-Ordnung:
1. Bericht vom Genossenschaftsrat.
2. Genossenschaftliches.
Um zahlreichen Besuch der Mitglieder und deren Frauen bittet
Der Vorstand.

Achtung Hausdiener und Fensterputzer.
Sektions-Versammlung
am Donnerstag, d. 7. Sept.
abends 8½ Uhr
im „Gewerkschaftshaus"
Johannisstraße 50—52.
Tages-Ordnung:
1. Agitation. 2. Verschiedenes.
Um zahlreiches Erscheinen ersucht
Der Sektionsleiter.

Arbeiter-Radf.-Verein Lübeck
Versammlung
am Donnerstag, 7. Septbr.
abends 8½ Uhr
im „Gewerkschaftshaus"
Johannisstraße 50—52.
Der Vorstand.

Konsumverein
für Lübeck und Umgegend.
e. G. m. b. H.
Mitglieder-Versammlung
für die Warenabgabestelle
Schlutup
Sonnabend, 9. Septbr.
abends 8½ Uhr
im Gasthof zur Linde.
Tages-Ordnung:
1. Bericht vom Genossenschaftsrat.
2. Bericht von den Genossenschaftstagen.
3. Genossenschaftliches.
Um zahlreichen Besuch der Mitglieder und deren Frauen bittet
Der Vorstand.

Kolosseum.
Heute und folgende Tage:
Das Nachtjackenviertel
Größter Schlager der Zeit.
über 445 mal in Hamburg aufgeführt.
Die Direktion.

HANSA THEATER
Täglich 8¼ Uhr:
Gastspiel der Amerikan. Sensations-Comödien-Company.
Der Selbstmord-Klub.
I. Akt: Ein lebensmüder Millionär.
II. „ Ein Abend im Selbstmord-Klub.
III. „ Die Todeskarte.
IV. „ Im Irrenhaus Prof. Marble.
Vorverkauf bei Sager.
Vorzugskarten zu ermäßigten Preisen, wochentags an der Abendkasse gültig, sind in den durch Plakate kenntlichen Geschäften gratis zu haben.

Stadthallentheater.
Donnerstag 8 Uhr. 78. Ab.-Vorst.
Zum vorletzten Male:
Glänzender Schwank-Schlager!
Großer Heiterkeits-Erfolg:
Théodore & Cie.
Freitag: Benefiz **Josefine Seifert.** Unter gefl. Mitw. **Hans Heim. Koch.**
Norachen.
Schwank in 3 Akten von H. Katsch
Sonnabend: Jeder Platz 50 Pfg
Cyprienne.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 208. Mittwoch, den 6. September 1911. 18. Jahrg.

Sittenpolizisten als Agents provocateurs.

Es ist schon berichtet worden, daß sechs Berliner Sittenpolizisten vom Dienste dispensiert worden sind und Untersuchung gegen sie eingeleitet ist wegen verschiedener Vergehen, die sie in Ausübung ihres Amtes begangen haben. Der Herausgeber der „Zeit am Montag", Karl Schneidt, veröffentlicht nun eine ganze Anzahl von Briefen, aus denen hervorgeht, wie diese Sittenpolizisten gearbeitet haben. Zunächst erzählt Schneidt von einem Sittenschutzmann, der sich samt seiner Frau nicht nur von einer Prostituierten bestechen ließ, sondern auch noch mit Genehmigung der legitimen Gattin ein Liebesverhältnis mit dieser Prostituierten unterhielt:

„Sie (die Prostituierte) hat mit ihrem „Kober-Ernst" wonnige Stunden verlebt, und wenn sie der Frau des Geliebten dafür seidene Blusen und andere kostspielige Kleidungsstücke, gelegentlich auch etliches Bargeld verehrte, so hat sie ihr Glück doch nicht zu teuer erkauft. Einmal will sie sogar durch Zahlung von 40 Mk. an die Schutzmannsfrau bewirkt haben, daß diese sie einen ganzen Tag mit ihrem Manne allein in der Wohnung ließ und selbst dem Hause bis zum späten Abend fernblieb.

Dieses innige Verhältnis erlitt später einen argen Stoß, und es wandelte sich — wie es so oft geschieht — Liebe in Haß. Die Prostituierte ging zur Polizei und erstattete Anzeige. Bei dieser Gelegenheit will sie Briefe, aus denen zu erkennen war, daß intime Beziehungen zwischen ihr und dem Beamten bestanden haben, ausgeliefert haben. Später hat sie — nachdem inzwischen eine Aussöhnung stattgefunden — ihre Angaben allein widerrufen, die Briefe aber nicht zurückerhalten. Hinterher kam es offenbar wieder zu einem Zerwürfnis zwischen den „Liebesleuten", und nunmehr wiederholte die Dame die früher gemachten Anschuldigungen und will gleichzeitig gegen die Frau des Schutzmanns die Anzeige wegen schwerer Kuppelei erstattet haben."

Ein anderer Beamter hat an eine Prostituierte, Frau W., die ihm jahrelang als Vigilantin Dienst leistete, und dafür von ihm insofern schadlos gehalten wurde, als sie nicht unter Sittenkontrolle kam, zahlreiche Briefe geschrieben, von denen nachstehend eine Auswahl gegeben werden soll:

„Sehr geehrte Frau W.! Teile Ihnen mit, daß die Genannte Sch. von Puttkamerstr. nach der Königsgrätzerstr. 69 vorn II. Treppen links verzogen ist. Bitte, geehrter Frau W., wenn es Ihnen möglich ist, so bitte beschleunigen Sie die Sache. Es wäre mir sehr lieb, wenn es diese Woche noch wäre. Also wann Sie sichere Sache haben, so benachrichtigen Sie mich.

Bitte Frau W. erzählen sie niemanden was und vernichten Sie gleich den Brief. Ich habe für Sie auch ein gutes Werk getan, der Herr Colege Schneider wollte Ihnen eine Anzeige machen, wo Sie mit einem Herrn im Hause Kochstr. 7 waren. Aber auf mein Zureden nahm er Abstand. Dieses bleibt aber unter uns.

Nochmals bitte ich Sie, diese Sache sobald wie möglich zu erledigen und zwar sehr sicher. Außerdem soll ich Beweise erbringen gegen die S., Krausenstr. 14. Bitte sind Sie mit behilflich.

(13. 4. 1910.)

. . . Geehrter Frau W. ließ sich das nicht machen, daß die Sch. unter Vorspiegelung mit dem betreffenden Herrn nach der Sache zusammen das Haus verließ! Ich würde sie dann gleich festnehmen! Hoffentlich klappt diesmal die Sache. . . .

23. 4. 09. . . . Da diese Angelegenheit zwischen uns beiden ganz geheim gehalten bleibt, so möchte Sie nochmals dringend bitten, sobald wie möglich die Sch. heranzuschaffen. Bitte, wenn Sie einen geeigneten Moment haben, so benachrichtigen Sie mich sofort. Am 29. 4. und 6 5. habe ich Termin, da habe ich keine Zeit . . . Bitte, können Sie mir sagen, wo die Liddi H., die große schlanke, absteigt! Ich weiß, dieselbe ist Ihnen persönlich bekannt, ich möchte diese ebenfalls gerne haben. Also geehrte Frau W. bitte Sie nochmals herzlich, die Sch. herbei zu schaffen, wofür ich Ihnen im Voraus meinen herzlichsten Dank ausspreche.

1. November 1909. Bitte, erzählen Sie keinem Beamten was, daß wir miteinander verkehren und mir Dienste leisten. Von mir erfährt kein Mensch was, da seien sie versichert. Bitte den Brief vernichten.

8. November 1909. . . . Zur Beantwortung Ihres mir hochgeschätzten Briefes teile ich Ihnen ergebenst mit, daß ich die sogenannte Schneider-Elli gleich den andern Tag aus ihrer Wohnung herausgeholt habe, sie heißt E. M. . . ., geehrte Frau W., gehen Sie einmal bei der Frau S. wo die L. gewohnt hat und horchen Sie diese aus, ob bei ihr die Mädels nicht absteigen können, die alte Hexe hat mir schon viel zu schaffen gemacht, aber konnte leider bis jetzt noch nicht so recht Material bekommen. Außerdem wohnt die H. bei ihr. Diese habe ich zur Observation. Bitte, Frau W. können Sie mir diese nicht ins Garn führen ich wäre Ihnen sehr dankbar. Vielleicht könnten Sie sich mit ihr bekannt machen. Daß die H. auf den Strich geht weiß ich, ich habe sie schon einmal gehabt, aber der Herr hat absolut nicht ausgesagt. Vielleicht können Sie diese in ein Absteigequartier führen. . . .

14. November 1909. . . . Es wäre mir sehr gelegen, die Vogelbetty mir ins Garn zu liefern. Bitte, wenn es Ihnen möglich ist, so bald wie möglich. Aber bitte unauffällig. Und liebe Frau W., wenn wir beide so etwas ausführen, so bitte ich Sie, schreiben Sie einen Tag vorher, daß ich mich dann auf den folgenden Tag einrichten kann . . . . Der Zuhälter von der H. ist bei der S. ebenfalls nicht gemeldet. Wenn ich die Vogelbetty überführen könnte, so würde ich den Luden, sobald er in der Wohnung der S. anwesend ist, wann die H. einen Mann hat, sofort einliefern, wegen Zuhälterei. Bitte achten Sie darauf, wo der Lude ist, wann die H. einen Mann hat, das wäre für mich von großer Wichtigkeit. Und die alte Hexe S. würde ich wegen schwerer Kuppelei reinlegen. Allerdings muß ich die ganze Gesellschaft in der Wohnung überführen. Aber geehrte Frau W., ich habe große Zuversicht, wenn Sie die Sache in die Hand nehmen, dann weiß ich auch, daß es klappt. Gewiß werden wir auch noch die richtige H. kriegen, gewiß tut es mir, sowie Ihnen sehr leid, daß gestern so ein Fehlschlag war, aber man darf die Hoffnung noch nicht aufgeben . . . Und liebe Frau W., wegen der B., die möchte ich auch zu gerne überführen, vielleicht können Sie was mit der anfangen, ich bin dann zu jeder Zeit zu haben.

13. Dezember 1909. . . . Wie ich in Erfahrung gebracht habe, wohnt die Vogel-Hermann mit ihrem Luden nicht mehr bei der S. Gerade die Vogel-Hermann will ich gerade unter Kontrolle bringen. Bitte, sehen Sie zu, daß Sie diese mir in die Hände liefern können, schreiben Sie aber einen Tag vorher an mich, daß ich mich einrichten kann . . . Zur Sache, daß Herr Sch. am letzten Freitag am Bahnhof Friedrichstraße Ihnen so schroff entgegen gekommen ist, muß ich sehr mit Bedauern aufnehmen . . . Glauben Sie, geehrte Frau W., daß ich mehr Erfolge habe wie Sch., und er wäre manchmal in Schwindel gekommen, wenn ich nicht gewesen wäre. Denn Personenkenntnisse hat er nicht, wenn er heute Person sieht, morgen kennt er sie nicht wieder und dabei muß ich ihm immer wieder aus dem Schwindel helfen. Wenn ich nicht so ruhig wäre, würde ich mich mit ihm alle Tage in den Haaren liegen. Betreffs Vigilantin, daß Sie gestrichen wären, ist unwahr, und daß der Inspektor ihm oder einem andern Beamten den Auftrag gegeben hätte, daß sie Ihnen observieren sollten, ist ebenfalls unwahr, da denkt kein Mensch daran, das sind nur Märchen.

14. 3. 10. . . . Können Sie mir die Juden-Rebekka für Dienstag abend um 5 Uhr am Bahnhof Friedrichstraße zuführen . . . . Wie die Juden - Rebekka richtig heißt, wissen Sie, liebe Frau W. wohl nicht? Allerdings, wenn Sie dieselbe mir zuführen, sperre ich dieselbe glatt ein, ob sie unter Kontrolle steht oder nicht . . . . . Die Erna Bl. kann ich vielleicht morgen auch gleich mitnehmen . . .

4. April 1910. Werte Frau W.! Ich erlaube mir, Ihnen hierdurch mitzuteilen, daß ich morgen früh leider nicht zu Ihnen kommen kann, da ich dienstlich verhindert bin. Sollte es Ihnen angenehm sein, so komme ich am 6. 4. 10. am Mittwoch vormittag mal zu Ihnen. Alles andere mündlich.

27. Mai 1910. . . . . Wie ich aus Ihrem werten Schreiben ersehen habe, ist es richtig, daß ich großes Interesse an der L. habe und wäre Ihnen zu Dank verpflichtet, wenn die Sache am Montag klappen würde . . . Hoffentlich machen Sie auch bald Ernst mit dieser. Daß ich nicht darüber spreche, Frau W., versteht sich von selbst, ich will Ihnen doch keine Unannehmlichkeiten machen . . . Nachher kommt aber gleich die Münster dran. Nochmals seien Sie versichert, daß ich darüber zu niemanden was sage, was ich von Ihnen auch hoffe."

Soweit die Briefe. Das „Heranschaffen" der Mädchen, die der Sittenschutzmann „ins Garn locken wollte" vollzog sich gewöhnlich in der Form, daß die Vigilantin irgend ein männliches Individuum mit der Aufgabe betraute, sich an die Betreffende heranzumachen und sie gegen Entgelt zu geschlechtlichem Verkehr zu veranlassen. Sobald dies gelungen war, trat der Beamte in Aktion und besorgte alles weitere. Der Beamte hat also die Vigilantin zur Kuppelei verleitet und sich selbst der Beihilfe zur Kuppelei schuldig gemacht. Nicht uninteressant ist auch, daß die Auslagen und Kosten der Observation und Kuppelarbeit von der Vigilantin getragen werden mußten. Die Männer, die sich an „verdächtige Weiber" heranmachen mußten, erhielten dafür in der Regel 20 Mk.

Unter den angeschuldigten Beamten befindet sich auch einer, der in einem Prozeß gegen Schneidt beschwor, von Prostituierten niemals Geschenke angenommen oder mit ihnen geschlechtlichen Verkehr gehabt zu haben. Schneidt behauptet auch gegen diesen Sittenschutzmann kompromittierendes Material in Händen zu haben. Schneidt ist schon als Zeuge in der Untersuchungssache geladen worden. Er will übrigens seine Enthüllungen morgen in seinem Blatte fortsetzen.

Kraft.

Roman von Fritz Mauthner.

(38. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

„Es ist nicht ganz so, liebe Tante."

„Nun bist du aber doch wieder hergekommen, um seine Rede zu hören. Dagegen habe ich nichts. Ich bin wirklich nicht so dumm, wie mein gewohntes Geschwätz. Aber du hast ihn aufgefordert, dich zu besuchen. Sieh, mein Kind, da bist du wieder so weit, und es hat sich doch seit einem viertel Jahre nichts verändert."

Marianne faltete die Hände auf dem Tische und blickte verwundert vor sich hin. Es hätte sich nichts verändert?

„Sieh, mein Kind, ich will dich nur an zwei Ossendorffs erinnern. Lach mich nachher aus. Die alte Tante ist nicht dabei gewesen, bei den Kreuzzügen und dem Dreißigjährigen Krieg, aber sie weiß die Sachen doch besser als ihr. Da ist also erst der Ritter Gautier von Ossendorff. Ich weiß, die Chronik selbst hält es nur für eine Legende. Die ist aber darum nicht weniger schön. Gautier hatte sich ein Lebensziel vorgesetzt, ein einziges großes. Die heilige Stadt Jerusalem hatte er sich zur Geliebten erkoren, und vor der heiligen Stadt Jerusalem wollte er niederknien und in ihrer Nähe seine Tage beschließen. Er brach auf vom Rheinfluß und pilgerte nach dem Morgenland; da stellten sich ihm Abgesandte des Teufels in den Weg in Gestalt giftiger Würmer, streitbarer Männer und schöner Frauen. Gautier wanderte fürbaß, Schritt für Schritt, immer geradeaus nach der Stadt Jerusalem. Ohne je einen Fuß breit vom Wege abzuweichen, immer gleichmäßig, nie langsamer, nie schneller. Wer sich ihm in den Weg stellte, der fiel seinem Schwerte. Drei Giftwürmer erschlug er auf dem Wege, dreiunddreißig streitbare Männer und sieben schöne Weiber. Er wurde ein Einsiedler, und als er zum Sterben kam, da beichtete er die Schuld, daß er drei Giftwürmer, dreiunddreißig Männer und sieben Weiber erschlagen habe, um seinen Weg zu verfolgen. Da rief eine Stimme vom Himmel: Komm zu mir, mein geliebter Sohn, denn du hast den Glauben und die Kraft bewährt vom deutschen Adel."

Marianne blickte sinnend vor sich hin.

„Nicht wahr, liebe Tante, das soll der Stammvater derer von Ossendorff gewesen sein? Sein Glaube und seine Kraft gefallen mir. So muß ein Mann sein, daß er um seines Weges willen das Schwert gebraucht."

„Siehst du, Anna Maria, du würdest dich auch mit keinem wohl fühlen, der nicht von Adel ist. Sieh, und dann war der Hauptmann im Dreißigjährigen Krieg. Die Chronik nennt ihn einfach Friederich Ossendorff. Aber es ist historisch nachgewiesen, daß er einer von uns war. Siehst du nun, Anna Maria, wie Friederich bei der Plünderung von Magdeburg große Beute machte, und ein anderer Hauptmann ihn hindern wollte, da stach ihn Friederich nieder. Siehst du, mein Kind, ich kann mir einen gesitteteren Menschen vorstellen, als diesen Hauptmann. Aber es ist doch schön, so zu blättern und zu träumen, und sich zu sagen, ich weiß, wer meine Ahnen waren, so oder so. Und siehst du, was ich dir damals in der Schweiz nicht gesagt habe, was ich dir aber jetzt sagen muß, Wölfis wegen darfst du nicht wieder daran denken. Wölfi kennt schon alle diese Geschichten und wird auch von seinem Vater als von einem Helden sprechen hören. Und soll doch selbst ein ganzer Ossendorff werden. Da geht es doch ganz unmöglich, daß du ihm einen Vater gibst, der höchstens noch von seinem eigenen Großvater etwas weiß, und dessen Urahn vielleicht von Wölfis Urahnen ausgepeitscht worden ist. Und dann überhaupt. Es geht nicht. Dein kleiner Sohn ist einer von Ossendorff, und wenn er schon einen zweiten . . . Anna Maria, das mußt du doch einsehen, von Adel müßte er sein."

Ernst blickte Marianne auf. Das alte Fräulein hatte sich erhoben.

„Liebste beste Tante, wenn du mir nur sagen könntest, wer von Adel ist und wer nicht?"

„So schwatze doch nicht, Kind. Man ist eben von Adel oder man ist es nicht."

„Nun ja, liebste Tante, aber du bist doch so klug . . ."

„Na, na, Kind, das hör ich zum ersten Male von dir."

„Du wirst doch nicht nur so nachsprechen, was dir anerzogen ist. Tante, was ist Adel eigentlich? Ich meine, was ist das, was man erbt, wenn man adlig geboren ist?"

„Ach, Kind räsonier' nicht."

„Doch, Tante, gerade räsonieren möchte ich. Hab und Gut, die alte Kriegsbeute kann es doch wohl nicht sein. Es gibt doch auch Arme von Adel."

„Ach, liebes Kind."

„Das gibst du also zu, Tante. Und höhere Geistesbildung kann es doch auch nicht sein, denn es gibt ja jetzt viele Bürgerliche, die sich durch Bildung mehr auszeichnen . . ."

„Ach ja, da hast du recht. Das ist eben die neue Zeit."

„Was also ist Adel? Denn ich muß dir sagen, Tante, ich bin furchtbar aristokratisch, ich fürchte, ich bin noch weit aristokratischer als du. Du begnügst dich damit, daß einer einer alten Familie angehört, ich aber, ich weiß nicht, wie ich sagen soll, ich prüfe, ob er den adligen Besitz auch ererbt hat. Das habe ich von Ossendorff gelernt. Der hat das oft gesagt. Und hat gesagt, ein adliger Mensch müsse schön und gut sein und stark. Darum hat ihn sein Unglück so wild gemacht. Es hätte ihm seinen Adel genommen, Alles, Schönheit, Güte und Kraft. Und wie er, so denke auch ich, gerade so."

„Ach, Anna Maria, ist das dein Ernst? Das freut mich, daß du . . . ich habe wirklich schon gefürchtet . . . und dein seliger Mann, es ist erstaunlich. Artillerieoffiziere haben sonst immer so moderne Ansichten."

„Und ich, liebste Tante, bin die Schülerin Wolfgangs. Wo ich Schönheit, Güte und Kraft sehe, da sehe ich Adel."

„Anna Maria, das ist ja Unsinn. Wenn du das nur siehst . . ."

„So ist mir das genug. Für mich ist er schön, wenn du auch vielleicht findest, daß er einen Stiernacken hat. Für mich ist er gut, wenn er auch hart sein kann gegen die ganze Welt."

„Und dein Mann hat doch unrecht gehabt. Von Schönheit und Güte steht in den alten Chroniken nichts. Niemals heißt es von den Ahnen so. Immer ist nur von Glauben und Kraft die Rede, wie du das genannt hast. Rechtsanwalt ist keiner gewesen."

„Und Kraft, ja wohl Kraft hat er für mich bewiesen, wie nur einer von unsern stärksten Ahnen."

„Um Gottes willen, liebes Kind, hat er sich für dich duelliert? Um deinetwillen? Mit wem?"

Mariannens Gesicht nahm plötzlich einen starren Ausdruck an, und sie sagte fest:

„Ja, liebe, gute Tante, er hat sich duelliert, und hat im Duell für mich . . . ich weiß es nicht genau . . . . Ich glaube, er hat zwei Menschen getötet um meinetwillen. Einen, der mir im Wege stand, der unserm Glück im Wege stand . . ."

„Anna Maria!" schrie die Tante entsetzt auf.

„Einen Schurken, liebe Tante!"

„Gott sei Dank. Ich war so verwirrt."

„Und dann hat er noch einen getötet, einen alten Menschen seines eigenen Namens."

„Van Tenius!"

Aus der Partei.

Der Gautag der sozialdemokratischen Partei der Rheinpfalz fand am 2. und 3. September in Kaiserslautern statt. Vertreten waren 84 Organisationen aus den 6 pfälzischen Reichstagswahlkreisen durch 129 Delegierte. Der Parteivorstand war durch die Genossin Zietz vertreten. Die Tagung stand unter dem unmittelbaren Eindruck des schönen Erfolges bei der Landtagsnachwahl in Homburg-Waldmohr und dem Wahlerfolg in Frankenthal-Dürkheim. Der Jahresbericht des Gauvorstandes konstatierte ein erfreuliches Anwachsen des Mitgliederstandes. Die „Pfälzische Post" hat um 1000 Abonnenten zugenommen, und auch sonst hat sich das Parteiunternehmen gut weiter entwickelt. Bedauert wurde namentlich von den Delegierten der Westpfalz, das sich das Projekt der Schaffung eines zweiten Parteiorgans mit dem Sitz in Kaiserslautern noch nicht realisieren ließ. Um dies recht bald zu ermöglichen, sollten alle Kräfte angespannt werden. Einige Anträge zielten darauf ab, für den zweiten Wahlkreis (Neustadt-Landau) und für die Westpfalz (mit dem Sitze in Homburg) eigene Parteisekretäre anzustellen. Mit Rücksicht auf die hohen Kosten wurden die Anträge indes abgelehnt, trotzdem anerkannt werden mußte, daß es im Interesse des Wachsens der Partei notwendig wäre. Einer der beiden Ludwigshafener Parteisekretäre wird indes ab 1. Oktober seinen Sitz in Kaiserslautern nehmen, welchen Wahlkreis wir dem Bündlerhäuptling Roesicke bestimmt abzunehmen gedenken. Der Gautag beschloß ferner die Förderung der Jugendbewegung und eine umfassende Agitation unter den Frauen. Die übrigen Anträge waren mehr geschäftlicher Natur. Über die nächsten Reichstagswahlen und die Parteien in der Pfalz referierte Abg. Gen. Huber. — Gegen die Kriegshetze im Marokkoabenteuer wandte sich in scharfen Worten Gen. Rechtsanwalt Ackermann-Frankenthal. Es wurden entsprechende Resolutionen angenommen.

Preßprozeß. Genosse Immolde wurde wegen Beleidigung des Direktors der Volksschule in Potschapel vom Schöffengericht zu 50 Mk. Geldstrafe verurteilt. Es handelt sich um eine Notiz, in der der Rektor der Volksschule angegriffen wurde, weil er sich geweigert hatte, mit der Kinderschutzkommission zu verhandeln.

Gewerkschaftsbewegung.

Streik der Speditionsarbeiter in Nürnberg und Fürth. Seit dem 1. September befinden sich die Kutscher und Arbeiter in den Speditionsbetrieben in Fürth, und seit dem 4. Septbr. in Nürnberg im Ausstand. Die Lohnverhältnisse sind mit Wochenlöhnen von 20 bis 22 Mk. in Fürth und 23 bis 25 Mark in Nürnberg bei einer 80 und mehrstündigen Arbeitszeit pro Woche den teuren Lebensverhältnissen dieser Städte nicht mehr entsprechend, sodaß auch die angebotene Lohnerhöhung der Unternehmer von 2 Mk. pro Woche den Arbeitern zu gering erschien und die in Betracht kommenden 450 Speditionsarbeiter gegen einige wenige Stimmen den Streik beschlossen. Auch der Umstand, daß sich ein großer Teil der Unternehmer wie bisher weigert, den allgemeinen Tarifvertrag für das Speditionsgewerbe anzuerkennen und zu unterzeichnen, war mit die Ursache der Arbeitseinstellung. Verhandlungen, die vor dem Einigungsamt gepflogen wurden, verliefen resultatlos, da die tarifuntreuen Unternehmer sich weigern, zu den Verhandlungen zu erscheinen. Zuzug ist streng fernzuhalten.

Lohnzulagen für die städtischen Arbeiter in Nürnberg. Im August 1910 unterbreiteten die städtischen Arbeiter den städtischen Kollegien eine Eingabe, in der sie eine Ausgleichung der bestehenden Löhne, eine Abänderung der Arbeitsordnung und der Arbeiterausschußsatzungen, die Einführung einer Schutzkleiderordnung und die Einführung von Familienzulagen forderten. Diese Eingabe stand am 1. Septbr. im Magistrat zur Verhandlung. Bewilligt wurde lediglich Einführung von Familienzulagen, von 5 Mk., 10 Mk. und 15 Mk. pro Monat, je nach Zahl der Kinder. Außerdem werden die Gärtner in die Klasse der Handwerker eingereiht, was bis jetzt nicht der Fall war. Der Mühe unserer Genossen gelang es nicht, weitergehende Verbesserungen für die Arbeiter zu erreichen, da der Referent den bürgerlichen Kollegiumsmitgliedern das Schreckgespenst von 540 940 Mk. Mehrkosten vormalte. In den Etat werden jetzt 45 120 Mk. zur Durchführung der Familienzulagen eingesetzt.

Aus dem Gerichtssaal.

Urkundenfälschung aus Not. Um den Hunger ihrer Kinder zu stillen, hat eine in Lichtenberg wohnende Frau namens Hulda Blumenthal eine Straftat begangen, die sie vor die Ferienstrafkammer des Landgerichts III Berlin führte. Die erst 26 Jahre alte Frau ist schon viel von Schicksalsschlägen verfolgt worden. Trotzdem hat sie es bisher stets verstanden, sich und ihre drei unmündigen Kinder durch ihrer Hände Arbeit über Wasser zu halten. Als dann aber noch Krankheit in die Familie einzog, versagte die Kraft der bedauernswerten Frau. Sie verlor ihre Arbeit und wußte schließlich nicht mehr, wo sie das zum Lebensunterhalt Notwendigste hernehmen sollte. Als eines Tages kein Stück Brot mehr im Hause war, raffte sie sich zu einem verzweifelten Entschluß auf. Sie fälschte einen Zettel mit dem Namen einer in dem Hause wohnhaften Frau Koch und bestellte darauf für 30 Pfennig Semmeln. Mit diesem Zettel schickte sie ihre Tochter zu einem in der Nähe wohnhaften Bäckermeister, der dem Kinde auch die Backware aushändigte. Diese Tat kam einige Tage später zur Entdeckung, als der Bäckermeister die Bezahlung der Backware von Frau Koch verlangte. Weder von dem Bäckermeister noch von Frau Koch wurde Anzeige erstattet, nachdem sie Kenntnis von den traurigen Verhältnissen erhalten hatten. Die Anzeige rührt vielmehr von einer Nachbarin her. Die Folge dieser Anzeige war die jetzige Anklage wegen schwerer Urkundenfälschung. Staatsanwaltsassessor Gallenkamp beantragte die niedrigste gesetzlich zulässige Strafe von einer Woche Gefängnis, auf die das Gericht auch erkannte. — Dem Rechtsempfinden hätte eine volle Freisprechung mehr entsprochen. Eine solche wäre wohl auf Grund des § 54 des Strafgesetzbuches möglich gewesen, der erklärt: Eine strafbare Handlung ist nicht vorhanden, wenn die Handlung außer dem Falle der Notwehr in einem unverschuldeten, auf andere Weise nicht zu beseitigenden Notstande zur Rettung aus einer gegenwärtigen Gefahr für Leib oder Leben des Täters oder eines Angehörigen begangen worden ist.

Zum Irrenrecht. Seit längerer Zeit bereits führt der in der Weilerschen Irrenanstalt in Charlottenburg internierte Student Hermann Hagen einen Kampf um seine Befreiung. Die Anstaltsleitung verweigerte ihm sogar Unterredungen mit seinem Prozeßbevollmächtigten, Rechtsanwalt Dr. Ehrenfried. Vor kurzem hatte nun das Charlottenburger Amtsgericht auf Antrag des Dr. E. eine einstweilige Verfügung erlassen, wonach Dr. Weiler bei Vermeidung einer fiskalischen Strafe von 300 Mk. für jeden Fall der Zuwiderhandlung die Besuche des Prozeßbevollmächtigten zu dulden und dessen Briefe an den Klienten auszuhändigen habe. Trotz dieser Verfügung bedurfte es erst der Beitreibung einer fiskalischen Strafe von 900 Mk. und der Hilfe eines Schutzmannes und Gerichtsvollziehers, um dem Rechtsanwalt Dr. E. Zutritt zu seinem Klienten zu verschaffen. Der Vertreter des Dr. Weiler, Rechtsanwalt Dr. Werthauer, vertrat folgende krasse Rechtsansicht: Die einstweilige Verfügung sei ungültig. Für das ganze Internierungswesen sei der Rechtsweg ausgeschlossen. (!) Das Internierungswesen gehöre dem öffentlichen Recht an, es sei ein Staatshoheitsrecht, mit dem der Zivilrichter nichts zu tun habe, dessen Handhabung ausschließlich in den Händen der Personen liege, deren Verhalten durch Ministerialerlasse geregelt sei. Deshalb brauche Dr. Weiler trotz der erlassenen einstweiligen Verfügung in Zukunft keinerlei Besuche des Rechtsanwalts Dr. Ehrenfried bei seinem Klienten zu dulden und die eingeschriebenen Briefe des Dr. E. an seinen Klienten letzterem nicht auszuhändigen. Sanitätsrat Dr. Weiler handelte dann auch hiernach und es wurden infolge neunmaliger Zuwiderhandlung 2700 Mark Strafe für den Fiskus fällig. Rechtsanwalt Dr. Ehrenfried betonte: Ein Staat, in dem die Gerichte nicht mehr über das höchste menschliche Gut, die persönliche menschliche Freiheit, entscheiden dürfen, sei ein Macht- aber kein Rechtsstaat. Das Gesetz vom 5. April 1804 bestimme: „Die gesetzliche Sicherheit und die Freiheit der Person erfordert, daß gleich nach der Aufnahme dem kompetenten Gerichte davon Anzeige geschehe, damit dasselbe nach Vorschrift des Gesetzes die sorgfältige Untersuchung verfügen und darüber erkennen könne, weil unter keinem Vorwande irgend ein Gemütskranker, der nicht durch gerichtliches Erkenntnis dafür erklärt ist, in den zu deren Aufnahme bestimmten Anstalten behalten werde." Diese Kompetenz der Gerichte sei dadurch nicht beseitigt worden, daß die Meldung an die Gerichte auf Grund späterer Ministerialerlasse durch die Meldung an die Staatsanwaltschaft ersetzt worden sei. Das Gericht schloß sich den letzteren Ausführungen an und bestätigte die einstweilige Verfügung, mit der Maßgabe, daß der Beklagte zweimal wöchentlich den Besuch des Rechtsanwalts Dr. Ehrenfried bei seinem Klienten zu dulden habe. — Wir können dieser Gerichtsentscheidung nur zustimmen. Es würde außerordentlich bedenklich sein, wenn für Irrenanstalten ein derartiges Ausnahmerecht geschaffen würde, wie es der Leiter der Weilerschen Irrenanstalt für sich in Anspruch nimmt. Derartige Bestrebungen sind übrigens schon häufiger hervorgetreten. Sie verdienen die schärfste Zurückweisung.

Soziales.

Die soziale und wirtschaftliche Lage der Rechtsanwaltsangestellten lautet der Titel einer soeben vom Verband der Bureauangestellten (Sitz Berlin) herausgegebenen Broschüre, in der die Ergebnisse einer allgemeinen Berufsstatistik der Rechtsanwaltsangestellten wiedergegeben sind. Aus dem Inhalte der interessanten Schrift, die zum ersten Male in umfassender Weise die Lage dieser Angestellten beleuchtet, geben wir nachstehend einige Zahlen wieder. Von der Statistik sind 7321 Angestellte, darunter 1087 weibliche, die in 1973 Betrieben beschäftigt sind, erfaßt. Da etwa 8000 Bureaus in Deutschland vorhanden sind, wird man die Gesamtzahl der Angestellten auf rund 30 000 schätzen können. 1054 Angestellte sind verheiratet. Die Angestellten scheiden sich in 2649 Lehrlingen, 1087 weibliche und 1858 männliche Angestellte, sowie 1727 Bureauvorsteher. 2385 Angestellte stehen im Alter bis zu 17 Jahren, 3475 im Alter bis zu 20 Jahren und nur 2499 sind älter. 17,7 Proz. der Angestellten sind älter als 30 Jahre. Ein Gehalt bis zu 50 Mk. monatlich bezogen 47,3 Proz., bis zu 100 Mk. 72,4 Proz., über 150 Mk. beziehen nur 11,6 Proz. In der gegenwärtigen Stellung waren weniger als ein Jahr 48 Proz. der männlichen und 43,7 Proz. der weiblichen Angestellten tätig. 7,7 Proz. der männlichen und 3 Proz. der weiblichen Angestellten waren länger als 10 Jahre in der letzten Stellung. Im Berufe waren weniger als 1 Jahr 24,7 Proz. der männlichen und 33,9 Proz. der weiblichen Angestellten. Die monatliche Gehaltszahlung ist für 92,8 Proz. der Angestellten eingeführt. Bei 41,9 Proz. der Angestellten ist die Kündigungsfrist kürzer als 1 Monat. 8 Stunden arbeiten 36 Proz., 9 Stunden 43 Proz. Sonntagsarbeit wird noch von 15,5 Proz. der Angestellten verlangt. Der Sonnabend-Frühschluß besteht für 55,2 Proz. der Angestellten. Für 8,7 Proz ist der offizielle Bureauschluß an Wochentagen nach 7 Uhr abends. Bezahlung der Überstunden erhalten nur 10,2 Proz. Urlaub erhalten 83,2 Proz. Weihnachtsgratifikation wird an 94,7 Proz. der Angestellten gezahlt. Nur 4 Proz. der Angestellten erhalten das Gehalt während der Krankheit weitergezahlt. Über die Bureauhygiene liegen zahlreiche Klagen vor. Vor allem sind die Räume vielfach zu klein. So müssen z. B. 4 Angestellte in einem Raum von 18 Kubikmeter, 6 in einem solchen von 28,44 Kubikmeter arbeiten. Über die soziale Herkunft sagt die Statistik, daß 44 Proz. der männlichen und 27,6 Proz. der weiblichen Angestellten aus Arbeiterfamilien stammen, die übrigen sind aus den Kreisen des Mittelstandes hervorgegangen. 75,7 Proz. der männlichen und 70,8 Proz. der weiblichen Angestellten haben Volksschulbildung genossen.

Aus Nah und Fern.

Eroberung einer russischen Festung durch Räuber. Mitten in der Festung Kertsch liegt wohlbewacht das Arsenal der Festung. Auf ganz unerklärliche Weise drangen zwölf Unbekannte in die Festung ein und gelangten durch zahlreiche Wachen bis zum Arsenal, um dieses zu berauben. Die Wachen wurden auf den Raub erst aufmerksam, als sie Lärm hörten, doch wurden sie von den Unbekannten mit einer scharfen Salve begrüßt. Die Soldaten ließen einen Toten und mehrere Verwundete zurück. Offenbar muß eine Panik unter den Soldaten der Festung eingetreten sein, denn sonst erscheint ein Entkommen der Unbekannten, allerdings unter Zurücklassung eines Toten, ein Rätsel.

Die Lebensmüden. Gestern vormittag wurden im Frankenteich bei Nordhausen drei zusammengebundene Leichen aufgefunden. Wahrscheinlich handelt es sich um einen Buchhalter aus Halberstadt mit Frau und Tochter.

Die allgemeine Teuerung. Wir lesen im „Wiener Extrablatt" v. 3. ds.: Vor dem Bezirksgerichte in Hietzing hatte sich gestern der Bierabträger Franz Heger wegen Ehrenbeleidigung zu verantworten, weil er eine Greislerin, der Frau Marie Ischa, eine Ohrfeige gegeben hatte. Richter (zum Angeklagten): Haben Sie der Frau die Ohrfeige gegeben? Angeklagter (lachend): Ja, aber i hab' Gründ dazu g'habt. Richter: Für eine Ohrfeige gibt's keine Gründe. Angeklagter: So . . .? Das hab i nit g'wußt . . . Aber i hab' doch Gründ g'habt. Die Klägerin hat mi, an Schnorrer g'haßen, weil i ihr kein Liter Wein zahlt hab' und g'stößen hat's mich auch. I kann mir das doch nit g'falln lassen, i bin a verheirateter Mann und sie is nur a Witwe! Klägerin: Deswegen kann i mich nicht vor der ganzen Öffentlichkeit so heruntermachen lassen. Richter (zum Angeklagten): Gleichen Sie sich aus! (Zur Klägerin gewendet): Haben Sie den Angeklagten einen Schnorrer genannt und ihm einen Stoß gegeben? Klägerin: Ja, aber nur im Scherz. Angeklagter: Die Ohrfeige war a nur a G'spaß! Da zwischen den beiden Parteien ein Ausgleich nicht möglich war, verurteilte der Richter den Angeklagten schließlich zu einer Geldstrafe von zwanzig Kronen. Angeklagter (erstaunt): Was . . . zwanzig Kronen? So viel? I hab' glaubt, a Ohrfeigen kost' nur fünf Gulden? Richter: Da sind Sie im Irrtum. Angeklagter: Ja richtig, es is alles teurer worden! (Lebhafte Heiterkeit.)

Wahnsinnstat einer Mutter. Gestern vormittag hat sich in dem Ausflugsort Chorinchen bei Eberswalde eine entsetzliche Tragödie abgespielt. Die Witwe Seweko schnitt ganz plötzlich ihrem vierjährigen Sohn und ihrer zweijährigen Enkelin und dann sich selbst die Adern durch. Obgleich in kürzester Zeit ärztliche Hilfe zur Stelle war, konnte keine der schwerverletzten Personen gerettet werden. Alle drei starben nach wenigen Minuten. Wie verlautet, hat die Frau die Tat in geistiger Umnachtung begangen.

Die Cholera. In Meirelbeke bei Gent (Belgien) sind vier Todesfälle an der Cholera nostras festgestellt. — Der Sanitätsbericht aus Saloniki besagt: Montag wurden in Saloniki am Tage 27 an der Cholera Gestorbene beerdigt. Die Zahl der nachts im geheimen erfolgenden Beerdigungen ist unbekannt. Aus Üsküb werden 42 neue Cholerafälle, darunter 25 tödliche, aus Monastir 48, Berat 4 und Gümendsche 2 Todesfälle gemeldet. — In Raska (Serbien) wurden mehrere Cholerafälle festgestellt; drei sind tödlich verlaufen.

Ein englisches Unterseeboot vermißt. Große Beunruhigung ruft, wie aus London depeschiert wird, in den dortigen Marinekreisen das Verschwinden des Unterseebootes Nr. 1 hervor, das nach einer Tauchübung nicht wieder an die Oberfläche gekommen ist. Torpedoboote haben sich auf die Suche nach dem verlorenen Schiff gemacht.

Die Bestie im Menschen. Es läßt sich heute kaum bezweifeln, daß die weiße Bevölkerung der nordamerikanischen Südstaaten vielleicht die tiefste moralische und Kulturstufe einnimmt, die selbst von dem planmäßig in Verblödung erhaltenen russischen Volke zumeist überschritten ist. Nach einer Reihe scheußlicher Lynchertaten gegen einzelne Neger kommen jetzt aus Georgia wieder Berichte von einem im großen gegen die Schwarzen geübten Regiment des Schreckens, richtiger der Bestialität. Ein schwarzer Prediger hat einen Weißen getötet. Ob ein Mord oder, wie meist in diesen Fällen, Notwehr vorliegt, wird nicht berichtet. Ist auch gleichgültig, denn die weiße Bestie wendet sich genau so gegen die Abwehr weißer Verbrecher, wie gegen wirkliche schwarze Verbrecher. Es wurde nun behauptet, die Tötung sei auf Beschluß einer Negerloge erfolgt. Die Weißen durchzogen in organisierten Banden das Land, peitschten und schossen die Neger, verbrannten ihre Kirchen und Schulen. Nach dem Bericht der „Neuyorker Volkszeitung" wurden mindestens sechs Neger getötet, fast 100 gepeitscht, fünf Logen, sechs Kirchen, vier Schulen niedergebrannt. Die Neger flohen massenhaft. Es fehlt vielfach an Arbeitern. Auch die anständigen Weißen, die sich diesen reichlich durch Whisky genährten Scheußlichkeiten widersetzten, wurden bedroht.

Christliche Nächstenliebe. In Agira in der italienischen Provinz Catania ist der dortige Pfarrer, ein Hausprälat des Papstes, durch vergifteten Meßwein in schwere Gefahr gekommen. Gleich nach dem Genuß des Weines brach er am Altar zusammen und mußte fortgetragen werden. Dem schnell herbeigerufenen Arzt gelang es, das sofortige Erbrechen des Giftes herbeizuführen. Der Verdacht des Anschlages trifft den Diakon der serbischen Kirche, der bereits verhaftet worden ist. Daß Priester einander den Meßwein vergiften, scheint die allerneueste Betätigung christlicher Nächstenliebe. In den letzten Jahren ist es in Süditalien öfter vorgekommen.

Theater und Musik.

Im Stadthallen-Theater gab es gestern zum Benefiz für Frl. Clara Bracco eine Aufführung des Sardouschen Lustspiels „Cyprienne". Frl. Bracco spielte die kapriziöse kleine Frau sehr charmant und wirkungsvoll, und erzielte so einen schönen Erfolg, der sich in lebhaftem Beifall und diversen Blumenspenden äußerte. Schnitzlers „Literatur" vervollständigte das Programm in bester Weise. Das Theater war ziemlich gut besucht. X.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer & Co
Sämtlich in Lübeck.

„Ja wohl, einen alten van Tenius, der so stark war wie er, so schön wie er, so gut wie er, der aber nicht vom modernen Adel war. Getötet hat er um mich. Und ich liebe ihn, und wenn er mich will, wenn er mich jetzt noch will, so werde ich sein Weib."

„Anna Maria, liebes einziges Kind, tu' uns das nicht an, sei barmherzig! Es ist ja wahr, wenn er alles um deinetwillen getan hat . . . und wenn du es auch nur so bildlich meinst . . . aber es geht ja nicht."

„Ich bin noch jung, Tante, und verlange nach Glück. Und es gibt nur ein Glück für mich, nur eins, nur eins, nur bei ihm! Liebste beste Tante, ich schwöre dir, es ist immer rein gewesen zwischen uns, und er weiß nicht, wie ich ihn liebe. Dir aber sage ich's, ich habe ihn unaussprechlich lieb."

Marianne war aufgesprungen, umschlang das alte Fräulein und schluchzte wie ein Kind auf ihrer Schulter. Die Tante streichelte mit beiden Händen den lieben Kopf und murmelte unverständliche Worte und zwinkerte dazu mit den großen Augen. Ihr wurde, wie sie ganz vergessen hatte, daß einem Menschen werden kann. Vor mehr als vierzig Jahren, und langsam traten Tränen in ihre Augen; dann kamen sie reichlicher und endlich floß es die gelben Wangen herunter, und die Stiftstante weinte seelenvergnügt auf das blonde Haupt ihrer Nichte herunter. Eine lange Weile konnte sie nicht sprechen und auch nicht sehen. Dann holte sie das Taschentuch, wischte sich das ganze alte Gesicht, trocknete Mariannen's Blondhaar und begann:

„Das ist wunderschön. Das ist wirklich . . ."

Die Stiftstante atmete schwer; dann sagt sie leise:

„Sieh, mein liebes Kind. Es ist lange, lange her. Im tollen Jahr war's, wie sie's nennen. Jetzt weiß ich nicht, war es 49 oder 48 oder 50. Ein wunderschönes Frühjahr war's, das weiß ich noch. Wir haben uns leidenschaftlich lieb gehabt. Lach mich nicht aus. Ich altes Weib. Es war das Jahr, in dem die Welt unterzugehen schien. Der König, und der Adel und alles zusammenbrechen sollte. Und da hab ich ihn geküßt."

Die Tante schrie auf, selig und unglücklich wie ein achtzehnjähriges Mädchen. Ihre Finger wühlten krampfhaft in Mariannens Haar. Die kannte als eine Familientradition die Geschichte des armen alten Mädchens. Aus der Rheinpfalz war er. Auch ein Jurist. Reicher Leute Kind.

(Schluß folgt.)

demokratischen Frauen hervorzurufen, enthält er doch eine Reihe von Bestimmungen, die, sollten sie Gesetzeskraft erlangen, mit voller Wucht sich vornehmlich gegen die Proletarierinnen richten würden. Wir hoffen, daß die Frauenkonferenz wie bisher auch diesmal bei der Erörterung all dieser Fragen unseren prinzipiellen Standpunkt scharf und klar herausarbeiten und somit dazu beitragen wird, unsere Rüstkammer mit neuen Waffen auszustatten und den tätigen Genossinnen ein treffliches Agitationsmaterial zu schaffen. Stellt doch gerade die nächste Reichstagswahl besonders erhöhte Anforderungen an die Werbearbeit der Partei. Die Konferenz wird hierfür eine Fundgrube bilden und aus der Lektüre der Debatten werden Genossinnen und auch Genossen unschätzbares Aufklärungsmaterial ziehen können.

Allerlei Wissenswertes.

Lichtbilder im vollen Licht.

Einem kleinen geladenen Kreise ist dieser Tage in Hamburg eine merkwürdige Erfindung vorgeführt worden, die geeignet zu sein scheint, das herrschende Kinematographenwesen und -unwesen in willkommener Weise umzugestalten und den Lichtbildvorführungen noch weitere Gebiete zu eröffnen. Bisher ist der Kino bekanntlich lichtscheu, das heißt, seine Bilder können nur im verdunkelten Raume wahrgenommen werden, wie alle Projektionsbilder. Es scheint wirklich, als ob das Ende der Lichtscheu für die Kinotheater gekommen wäre. Der erfinderische Kopf, der das zuwege gebracht hat, gehört einem Schweizer mit Namen Büchner. Er hat einen präparierten Lichtschirm hergestellt, der die Eigenschaft besitzt, die von der künstlichen Lichtquelle des Kinematographen ausgehenden Strahlen vollkommen auszunützen, dagegen das Tageslicht oder die von der Beleuchtung eines Saales ausgehenden Strahlen ebenso vollständig zu zerstreuen, so daß die auf den Schirm geworfenen Bilder auch dann mit großer Klarheit zur Geltung kommen, wenn die umgebenden Lichtverhältnisse die Kinematographenstrahlen an Lichtstärke tausendfach übertreffen. Die in Hamburg auf diese Weise gezeigten Bilder waren wirklich sehr gut und wirkten ohne Einschränkung überraschend. Die Veranstalterin, eine Gesellschaft, welche die Erfindung praktisch einführen und ausnützen will, zeigte die hübsche Neuheit zunächst im Freien bei hellem Sonnenschein und alsdann in einem stark beleuchteten Saale. Der Massenverwendung der Erfindung steht umsoweniger etwas im Wege, als weder an dem Lichtapparat noch an den gebräuchlichen Films etwas verändert zu werden braucht, nur der präparierte Schirm ist erforderlich. Es ist ohne weiteres klar, daß die Lichtbildvorführungen, wenn sie fortan am hellen Tage gezeigt werden können, einen Siegeszug ohnegleichen im Volke antreten werden, gegen den die bisherige Beliebtheit des Kinos verblassen muß. Man wird in Zukunft irgendwo in einem Biergarten sitzen und sich im Freien und im hellen Tageslicht an den „lebendigen" Bildern erfreuen können; oder man wird sie in einem geschlossenen Raume genießen, der aber breite, helle Zugänge und Fenster nicht mehr zu scheuen braucht und dadurch das Sicherheitsgefühl beim Publikum bedeutend verstärkt. Auch die Hörsäle, Schulen usw. werden mehr als bisher und unter erleichterten Bedingungen in der Lage sein, sich zu Lehrzwecken des Kinos zu bedienen, und endlich wird auch wohl die Zeit nicht mehr fern sein, wo man die beweglichen Bilder des Kinos auf einem Bummel durch die Hauptstraßen der Stadt als zugkräftiges Reklamemittel in den Schaufenstern antrifft. Die Möglichkeiten, die sich der findigen Reklame eröffnen, um die Aufmerksamkeit der Mitwelt zu erregen, sind geradezu phantastisch und man könnte sich auf diesem Gebiete allerdings Vorstellungen hingeben, die mit Befürchtungen aus Rücksicht auf den guten Geschmack eine verzweifelte Ähnlichkeit haben. Wie gesagt, die Vorführung in Hamburg ist sehr befriedigend und überraschend verlaufen, und es wird sich jetzt nur noch fragen, ob die Erfindung auch den praktischen Ansprüchen im großen und ganzen standhält.

Kleines Feuilleton.

Regen als Betriebskraft.

Nach dem Bericht des amerikanischen Konsuls in Bombay beabsichtigt eine amerikanische Elektrizitätsgesellschaft, die ungeheuren Regenfälle in Indien zur Gewinnung von elektrischer Kraft auszunützen. Während der Monsumzeit von Mitte Juni bis Mitte September fallen nämlich an der Westküste Indiens Regenströme, deren Mittel 4450 Millimeter beträgt. Man hofft damit 40 000 Pferdekräfte zu gewinnen. Drei Seen oder Reservoire werden in Kürze gebaut. Einer davon, in Lanouli, wird groß genug sein, die Regenmengen der Monsumzeit aufzunehmen; sein Inhalt soll 280 Millionen Kubikfuß betragen. Ein weiterer See mit einem Fassungsraum von 2600 Millionen Kubikfuß wird sich an den ersten anschließen. Das Wasser der beiden Reservoire wird aus einer Höhe von 1200 Fuß durch einen Tunnel in ein riesiges, 7 Milliarden Kubikfuß fassendes Becken stürzen und der 90 Kilometer von Bombay entfernten Zentrale elektrische Energie vermitteln. Nach der Meinung englischer und amerikanischer Ingenieure steht der praktischen Ausführung dieses Projektes nichts mehr im Wege.

Alkohol und Irrsinn.

Die Folgen des Alkoholmißbrauchs für die Nachkommenschaft und überhaupt die Einwirkungen des Alkohols namentlich auf die geistige Betätigung stellen eine besonders schwierige Frage dar, über die man auch unter Fachleuten noch recht verschiedene Ansichten hören kann. Der elementare Abscheu, den ein gesundgearteter und gebildeter Mensch gegen die Trunksucht besitzt, führt leicht zu Übertreibungen, von denen die Wissenschaft sich frei halten muß. So wird man in einem Vortrag, den Dr. Mott über Alkohol und Wahnsinn in den Archiven für Neurologie veröffentlicht hat, manches finden, was weit verbreitete Irrtümer richtig stellt. Auf Grund umfassender Erfahrung ist Mott zu dem Schluß gelangt, daß alkoholische Ausschweifungen nicht zu den sehr häufigen und besonders wichtigen Ursachen von Irrsinn zu rechnen sind. Daß die allgemeine Ansicht bisher entgegengesetzt geurteilt hat, führt der Forscher darauf zurück, daß nicht hinreichend zwischen den Folgen des Alkoholismus und denen der erblichen Veranlagung unterschieden worden ist. Eine mißverständliche Auffassung wird besonders noch dadurch gefördert, daß ein Alkoholmißbrauch oft mit dem Ausbruch einer Geisteskrankheit Hand in Hand geht und geradezu den Anfang eines geistigen Zusammenbruchs bezeichnen kann. Es würde also eine Verwechselung von Ursache und Wirkung vorliegen. Diese Behauptung begründet Mott namentlich aus pathologischen Tatsachen, nämlich durch die Befunde anatomischer Untersuchungen an Geisteskranken. An diesen zeigen sich weit seltener, als man nach der bisherigen Ansicht erwarten sollte, die Merkmale der Verwüstungen, die der Alkohol insbesondere an einzelnen Organen anrichtet. Jedenfalls kann jene wichtige Frage, wie weit der Alkoholismus als Ursache von Geisteskrankheiten in Betracht kommt, nur unter Beobachtung jenes Umstandes gelöst werden, daß der Alkoholmißbrauch häufig erst mit beginnender Geisteskrankheit einsetzt.

Aus den Witzblättern.

Der neue Kostgänger. Nachbarin: Gewiß, Herr Registrator, Ihren Laubfrosch will ich herzlich gern in Pflege nehmen, während Sie verreist sind; jetzt müssen wir uns nur noch über den Pensionspreis einigen!"

Privatiersbeschäftigung. „Ihr Mann ißt also nach dem Mittagsschläfchen immer etwas; hat er denn da schon wieder Hunger?" — „Na, er schläft ebenso lange, bis er wieder welchen hat!"

Ein Pumpgenie. „Sind Sie abergläubisch?" — „Durchaus nicht." — „Dann pumpen Sie mir bitte dreizehn Mark!"

Immer Jurist. Richter: „Herr Assessor, Sie umarmen meine Tochter?" — „Ich habe soeben ein umfassendes Geständnis abgelegt!"

Blasiert. Dame (in einem langweiligen Seebade): „Verlobt habe ich mich hier schon, jetzt weiß man halt wieder nicht, was man anfangen soll!"

Aus der Lebewelt. „Der Baron ist schon wieder zurück aus den Schlammbädern!" — „Ja, nun sumpft er hier wieder weiter!"

Die Frachtsparer. „Die Gänge in den D.-Zügen müßten verbreitert werden." — „Warum denn?" — „Na, wenn wir unser Gepäck im Korridor aufgebaut haben kann kein Mensch mehr durch."

Gute Aussicht. „Sie sind schon wieder betrunken, Huber. Und immer dieser gemeine Schnaps. Wann wird bloß bei Ihnen eine Wendung zum Besseren eintreten?" — „Wenn — hup — wenn der bessere billiger wird, Herr Pastor." (Aus „Lustige Blätter".)

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co
Sämtlich in Lübeck.

Wöchentliches
Unterhaltungsblatt des Lübecker Volksboten.

Nr. 36. Mittwoch, den 6. September 1911.

An Bord des „Siegfried".

Roman von Friedrich Thieme.

(20. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Direktor Norden zuckte zusammen, wie von einem Schlage getroffen. Die Züge seiner Tochter dagegen blieben fast unbewegt. Entweder hatte sie sich in ihr Schicksal ergeben, oder die ungeheure Anspannung ihrer physischen und seelischen Natur hatte ihre Kräfte derart in Anspruch genommen, daß ihr jetzt keine mehr zur Verfügung standen. Ihre Stimme, ihre Tränen, ihre Nerven, alles schien zu versagen, gleich wie ein Auge, unerhört überreizt, keine Bilder mehr reflektiert.

„Ich gehe," fuhr der Staatsanwalt fort, „dazu über, meinen Antrag zu begründen. In erster Linie —"

Der Präsident unterbrach plötzlich den öffentlichen Ankläger. „Herr Staatsanwalt, einen Augenblick."

Dieser schwieg und blickte den Vorsitzenden des Schwurgerichts fragend an. Dessen Züge verkündeten ihm irgend einen Zwischenfall von Bedeutung. Gleich nachdem der Vertreter der Staatsanwaltschaft sein Plädoyer begonnen hatte, war Inspektor Flohr, mit einem Papier in der Hand, auf den Zehen zum Gerichtstisch geschlichen, wo er dem Präsidenten den zerknutterten Zettel, den er trug, dabei angelegentlich in ihn hineinflüsternd, übergab. Anfangs machte der Präsident eine unwillige Kopfbewegung, als wolle er jenem Schweigen gebieten, bald aber nahm sein Gesicht einen Ausdruck lebhafter Spannung an; er nahm den Zettel, las ihn und zeigte ihn seinem Nachbar, worauf er wiederum mit dem Inspektor leise zu sprechen begann. Der Staatsanwalt hatte dieses seltsame Spiel bereits seit einigen Minuten unruhig beobachtet, nunmehr führte es zu dem erwarteten Ergebnis, er wurde aufgefordert, seine Rede zu unterbrechen. —

Der Präsident stand auf und begab sich mit dem Zettel in der Hand zum Staatsanwalt. Die Geschworenen und der Verteidiger flüsterten erstaunt miteinander, und im Publikum gab sich ebenfalls verwunderte Erregung kund. Man hatte das Gefühl, daß irgend etwas Unvorhergesehenes geschehen sein mußte.

Die Aufklärung ließ nicht lange auf sich warten.

Der Präsident, kaum auf seinen Platz zurückgekehrt, ergriff mit erhobener Stimme das Wort.

„Meine Herren, ich sehe mich infolge eines eigentümlichen Zwischenfalls genötigt, die Verhandlung noch einmal in das Stadium der Beweisaufnahme zurückzuleiten. Herr Inspektor Flohr, wollen Sie die Güte haben, von Ihrem Funde Mitteilung zu machen."

Der Inspektor trat vor den Gerichtstisch. „Ich habe mich in den letzten Stunden damit beschäftigt, die seinerzeit auf dem Schiffe beschlagnahmten Sachen des Ermordeten noch einmal durchzusuchen," sagte er in seiner ruhigen und bestimmten Art. „Ich hegte anfangs nur die Absicht, sie mit der von mir angefertigten Spezifikation zu vergleichen, und sodann wegschaffen zu lassen. Mehr aus alter Gewohnheit, als einem anderen Impuls folgend, untersuchte ich sie damals nochmals flüchtig, obgleich dies von mir bereits früher und in — wie ich glaubte — recht gründlicher Weise geschehen war. Ich war mit meiner Prüfung zu Ende und wollte schon die einzelnen Bündel zusammenschnüren, als ich plötzlich ein Knistern wie von Papier wahrzunehmen glaubte. Sofort nahm ich die Kleidungsstücke, die ich eben in der Hand gehabt, nochmals vor und suchte in den Taschen nach — natürlich erfolglos, denn ich hatte längst alle von unterst zu oberst gekehrt. Da begann ich die einzelnen Teile zwischen den Fingern meiner Hand zu pressen, um die Ursache des seltsamen Knisterns womöglich zu ermitteln. So gelangte ich, nachdem ich vergeblich einige Sachen nachgesehen, zu dem Resultat, daß im Futter der Weste, welche der Tote auf dem Schiffe meistens getragen hatte, irgend ein Papier eingenäht sein mußte. Ich trennte mittels meines Taschenmessers das Futter auf und fand zu meinem Erstaunen einen mehrfach zusammengefaltenen, stark zerknitterten Brief, denselben, welchen der Herr Präsident in der Hand hält. Der Inhalt des Schreibens bewog mich, dasselbe sofort dem Gerichtshof zu unterbreiten."

„Hören Sie nun, meine Herren, den Inhalt des Briefes," begann der Präsident mit erregter Stimme. Er lautet folgendermaßen:

„Mein lieber Möbis!

Machen Sie alles fertig, es ist die höchste Zeit. Wie ich erfahre, steht eine außerordentliche Revision für 25. bevor, und Kommerzierat S., unser neues Aufsichtsratsmitglied, ist nicht mein besonderer Freund. Er wird mit ganz anderen Augen prüfen als die anderen Herren, die von vornherein überzeugt waren, alles in schönster Ordnung zu finden. Sie müssen unbedingt morgen fort; kommen Sie auch nicht zu mir, es könnte auffallen. Deshalb lasse ich Ihnen diese schriftliche Mitteilung zugehen, indem ich Sie bitte, meine Zeilen nach genauer Einsicht sofort dem Feuer zu übergeben. Meine Tochter ist heute bereits abgereist. Ich bin in wahrer Todesangst, lassen Sie mich nicht im letzten Augenblick noch im Stich. Ihr ergebener —"

Der Präsident wartete einen Augenblick.

„Zeuge Brandis" — er wandte sich an den als Zeuge anwesenden Buchhalter der geschädigten Gesellschaft — „kommen Sie einmal her und sagen Sie uns, wessen Handschrift dies ist, sie wird Ihnen vielleicht bekannt sein."

Brandis folgte mit bestürztem Gesicht der Aufforderung. Nur einen Blick warf er auf das Papier, dann, einen scheuen Seitenblick auf seinen Vorgesetzten werfend, sagte er: „Es ist die Handschrift des Herrn Direktors Norden."

13.

Eine unbeschreibliche Aufregung entstand. Ausrufe der Überraschung, des Erschreckens wurden hörbar, der Verteidiger verließ seinen Platz, um den bedeutungsvollen Zettel einzusehen, die Geschworenen sprachen heftig gestikulierend miteinander, der Staatsanwalt gab mit halblauter Stimme einem ihm zur Seite sitzenden Referendar einen Auftrag. Vor einer Minute noch hätte man, um den sprichwörtlichen Ausdruck zu gebrauchen, eine Stecknadel im Gerichtssaal zu Boden fallen hören können — jetzt drang ein vernehmliches Brausen, wie das einer empörten, brandenden See, zu den Ohren der draußen befindlichen Personen, ganz dem Geräusch ähnlich, welches entsteht, wenn der Obmann der Geschworenen das Verdikt derselben verkündet hat und der allgemeine Bann, der so lange alle Zungen im Zaum und jeden Atem in Spannung hielt, von den Anwesenden gewichen ist.

Aller Blicke hefteten sich dabei auf den Direktor. Der alte Herr hatte mit entsetztem, verzerrten Gesicht der Verlesung des Schreibens gelauscht, nun saß er leichenblaß auf seinem Stuhle, mit schlotternden Knien und zuckenden Händen. Seine Augen starrten mit einem Ausdruck grenzenloser Angst nach dem Gerichtstische, sein Mund stammelte unzusammenhängende Laute, wahrscheinlich Proteste gegen die wider ihn so plötzlich erhobene Beschuldigung.

Elisa war aufgestanden, erschrocken schaute sie nach ihrem Vater hin. Jeder Gedanke in ihr, jede Empfindung konzentrierte sich in ihrem Blicke, und dieser Blick galt dem Greise, der, vor wenigen Minuten noch ein Gegenstand der höchsten Achtung und Teilnahme, nunmehr in seiner ganzen inneren Hohlheit und Jämmerlichkeit vor seinen Mitmenschen erschien, einer jener Tausende offizieller Heuchler, die dem Publikum Sand in die Augen streuen, so lange sie leben, und von denen nur die wenigsten jemals entlarvt werden.

Die Klingel des Präsidenten stellte endlich die Ruhe wieder her.

„Das Bild des Prozesses," begann der Präsident mit bewegter Stimme, „hat sich wie durch Zauberschlag verändert. Der Mann, welcher bisher von jedermann am meisten beklagt wurde, auf dessen graues Haupt der Strom der öffentlichen Teilnahme sich ergoß, er ist selbst ein Mitschuldiger an dem Verbrechen, durch welches er geschädigt sein wollte; er war nicht nur in die Tatsache der Vergehungen des Kassierers Möbius eingeweiht, sondern zeigte sich auch ängstlich bemüht, sich der Strafe zu entziehen. Noch mehr, er selbst gab ihm seine Tochter, sein einziges

Kind, mit auf seine verbrecherische Bahn, aus Gründen, die uns noch verborgen sind, und die sogenannte Flucht war nichts anderes als ein im voraus verabredeter Coup. — Herr Norden," schloß der Sprecher streng, „kommen Sie hierher und sehen Sie diesen Brief. Erkennen Sie diesen als echt an?"

Der Direktor erhob sich, doch folgte er der Aufforderung nicht. Seine Augen waren starr, seine Brust arbeitete wie im Fieber. In seinem Schweigen prägte sich die Anerkennung ebenso bestimmt aus, wie es nur in Worten hätte geschehen können.

Da rief eine andere Stimme laut und doch zitternd in den Saal: „Der Brief ist gefälscht — er ist gefälscht!"

Alle wandten sich der Sprecherin zu. Elisa war es, die ihren Vater gegen die furchtbare Anklage des Präsidenten in Schutz nahm.

„Nein, nein, nein!" schrie da der Greis in schrillen Tönen, und bei jedem Nein trat er einen Schritt näher an den Gerichtstisch heran. „Nein, meine Herren, er ist echt. Gott verfluche mich, daß ich das ungeheure Opfer annahm daß mein krasser Egoismus das Leben und Glück meines Kindes einem elenden Gespenst von Ehre aufopferte! Ja, so ist es: mein Kind hat sich für mich geopfert. Sie versprach sich einem Mann, den sie nicht liebte, ja, den sie haßte, folgte ihm, Schmach und Schande auf ihr Haupt nehmend, auf ehrloser Flucht in die Welt, um ihren verworfenen Vater zu retten, einen Vater, der sie eigennützig preisgab, und sie durch seine Erbärmlichkeit ins Elend gestürzt, ja vielleicht zur Mörderin gemacht hat, sie, das herrlichste, edelste, selbstverleugnendste, großherzigste Geschöpf, das die Welt je gekannt! O Gott im Himmel, was habe ich alles gelitten in den letzten Wochen! Mein Gewissen hat mich zum gebeugten Greis gefoltert; wie habe ich gerungen und gekämpft und doch nicht den Mut gefunden, dieses Gespenst von Ehre meiner Vaterpflicht, der Wahrheit und wahren Ehre zu opfern! Ich habe mein Kind in Verzweiflung gejagt — nicht länger ertrage ich den Fluch dieser geheimen entsetzlichen Schuld und höre das „Kreuzige ihn" gegen einen Engel schreien, vor welchem man anbetend auf den Knien liegen sollte! — Hier bin ich, meine Herren, ich bin schuldig, ich allein — verfahren Sie mit mir nach Recht und Gesetz!"

Je weiter der Direktor redete, je gefesteter klangen seine Worte, und als er sich zuletzt förmlich seinen Richtern überantwortete, richtete er sich hoch auf, seine Augen blitzten im Hochgefühl des Sieges über sich selbst.

Wie er aber sein Haupt wieder zu erheben begann, sank das Elisas tiefer und tiefer auf die Brust herab. Noch einmal versuchte sie ihn zu retten, indem sie rief: „Glauben Sie ihm nicht, meine Herren, der Wahnsinn spricht aus ihm, der Gram um mich!" Aber der Präsident schüttelte ernst den Kopf gegen sie und erkennend, daß alles verloren sei, legte sie ihr Gesicht auf die harte Brüstung der Anklagebank, schluchzte unter Tränen und stöhnte in bitterem Schmerz: „Umsonst — alles umsonst — all das Entsetzliche umsonst!"

Der größte Teil der Zuhörer begriff zuerst gar nicht, was der grauhaarige Selbstankläger eigentlich sagte. Sie verstanden wohl, daß er sich selbst bezichtigte: seine Erklärung des Handelns seiner Tochter hielten sie aber zunächst nur für einen Appell an das Mitleid zu ihren Gunsten.

Der Staatsanwalt erst klärte sie über den wahren Sachverhalt auf, als er sagte: „Der Fund ist von noch weit größerer Tragweite, als wir dachten. Er offenbart uns nicht nur einen neuen Schuldigen, sondern zeigt die Handlungsweise der Angeklagten plötzlich in ganz neuer Beleuchtung. Wenn dieser alte Mann die Wahrheit spricht — und ich bin fest überzeugt, daß er sie spricht — so stehen wir in diesem Prozesse vor einem Beispiel kindlicher Liebe, das ohnegleichen ist, und die Ehre der Angeklagten vor den Augen der Menschen, soweit ihre so scharf getadelte Flucht mit Möbius in Frage kommt, nicht nur wieder herstellt, sondern die anscheinende Verirrung sogar zur höchsten Tugend erhebt. Dadurch allein lösen sich auf einmal die befremdlichen Widersprüche ihres Verhaltens, jetzt erst erfahren wir, weshalb sie mit dem Kassierer entwich und trotzdem so wenig vertraut mit ihm war, sowie den wahren Grund ihrer Abneigung gegen ihn. Ich hoffe, daß die Angeklagte jetzt, wo ihre hochherzige Zurückhaltung ihrem unglücklichen Vater nichts mehr helfen kann, uns alles Vorgegangene getreulich erzählt. Für diesen Tag aber, so meine ich, haben wir weder unsere volle Energie mehr übrig, um den weiteren Phasen der Verhandlung mit der erforderlichen Klarheit und Geistesschärfe zu folgen, sondern wir würden auch, wenn wir weiter verhandelten, grausam verfahren gegen die bedauernswerte Angeklagte, die so starken seelischen Erschütterungen ausgesetzt worden ist, daß wir ihr unbedingt Erholung gönnen müssen. Ich beantrage deshalb, die Verhandlung auf morgen zu vertagen."

Doktor Walldörfer besprach sich eilig mit seiner Klientin, dann erklärte er kurz, er schließe sich dem Antrage an.

Der Gerichtshof zog sich darauf zur Beratung zurück. Sein Beschluß bestand in der Ablehnung des doppelten Ersuchens.

„Wir halten es," führte der Präsident aus, „für unbedingt erforderlich, noch heute abend von dem Direktor Norden die mangelnde Aufklärung einzuholen, weil nicht vorauszusehen ist, ob die Reue, unter deren Einfluß der Zeuge steht, der Überzeugung einer Nacht standhält, und er morgen noch geneigt ist, mit derselben Offenheit wie heute zu uns zu sprechen. Wir fahren daher in der Beweisaufnahme fort. — Zeuge Norden, wir sind Ihres ausführlichen Berichts gewärtig."

Der Direktor raffte nunmehr alle seine Kraft zusammen.

„Vernehmen Sie, meine Herren, die volle Wahrheit. Um meiner armen unschuldigen Tochter willen sei es mir die heilige Pflicht, sie zu sagen, obwohl ich damit den Nimbus zerstöre, der so lange Jahre um meine Person verbreitet war. Die Menschen hielten mich für einen Ehrenmann, meine Ehrenhaftigkeit, Solidität, Gediegenheit, Tüchtigkeit, Humanität waren in aller Munde. Ich war jederzeit bereit, mich in den Dienst der öffentlichen Interessen zu stellen. Wo man Ehrenämter verlieh, Wohltätigkeitsanstalten gründete, Aufrufe im öffentlichen Interesse erließ, holte man mich herbei; meine politische Meinung war maßgebend, für viele. Ich glänzte in Vereinen und öffentlichen Körperschaften. Meine Herren, ich bin es der Welt, die so lange einen Götzen verehrte, schuldig, auch das zu beichten, was mich einigermaßen entschuldigen kann. Ich meinte es ehrlich mit meiner öffentlichen Tätigkeit. Ich war von Liebe zur Menschheit erfüllt, von dem aufrichtigen Wunsche, meine schwachen Kräfte in den Dienst des Guten und Edlen zu stellen. Aber es ging mir wie zahlreichen anderen öffentlichen Männern: ich lebte über meine Verhältnisse. Ohne irgend unsolide zu sein, oder einer Leidenschaft zu frönen, kam ich mit meinem recht guten Einkommen nicht aus. Das Vertrauen, das man mir allerseits entgegengebracht, hatte mir ein großes Gefühl meiner eigenen Wichtigkeit eingeflößt. Ich erachtete mich zu einer Menge Repräsentationsausgaben verpflichtet, hielt es für geboten, ein meiner Bedeutung, wie ich glaubte, entsprechendes Haus zu führen. Eine gewisse Generosität gesellte sich hinzu und auch meine Frau, so gut und liebevoll sie war, verstand sich, da sie aus glänzenden Verhältnissen herstammte, nicht aufs Sparen. Sie brachte mir eine hübsche Aussteuer zu, aber auch die Befähigung, diese und noch mehr wieder zu verbrauchen. So zerrannen ihr und mein Vermögen im Laufe der Jahre, der Aufwand dagegen blieb nicht nur derselbe, sondern steigerte sich noch mit meinem wachsenden Ansehen. Wohl erkannte ich jetzt den Abgrund, über dem ich schwebte, aber ich besaß nicht die moralische Kraft, zu resignieren. Der Luxus war mir ein Bedürfnis, die öffentliche Bewunderung eine notwendige Speise geworden. So ward ich zum Heuchler und bald — zum Dieb. Meine Stellung war eine Vertrauensstellung, und die Mitglieder meiner Gesellschaft bauten Häuser auf mich. Die Gelegenheit, meinen Nutzen hie und da an die Stelle des ihrigen zu setzen, drängte sich mir förmlich auf. Ich hatte spekuliert, um mich aus meinen Verlegenheiten zu ziehen, leider mit Verlust. Ich mußte Ersatz schaffen oder von dem Piedestal, auf welchem ich zu stehen glaubte, herabsteigen. Ich Elender besaß nicht den Mut, ein ehrlicher Mann zu bleiben, weil ich zu stolz war, arm und mißachtet zu sein. Ich wollte lieber ehrlich scheinen, als es sein.

(Fortsetzung folgt.)

Macht auf!

Von G. Arbonin. — Autorisierte Übertragung von H. Hesse.

An einem unwirtlichen Abend im Winter saß der Abbe Grangeard vor dem prasselnden Holzfeuer und war ganz in eine Predigtsammlung vertieft, als er trotz des strömenden Regens das Gemurmel einer Menschenmenge vernahm und sich erstaunt fragte:

„Was kann das nur sein?"

Noch niemals hatte er auf seiner stillen Landpfarre bei Nacht etwas Ähnliches gehört. Da . . . heisere, unverständliche, entsetzliche Schreie durchdrangen den Sturm. Dann war es plötzlich, als stürme eine revolutionäre Armee um die Ecke des Gäßchens, und schreckensbleich ließ der Abbe das Predigtbuch sinken und murmelte:

„Die Streikenden kommen!"

Die Menge war jetzt vor dem Pfarrhofe angelangt und [illegible] vernahm keine Schritte mehr, sondern man hörte immer [illegible]liche Flüche, obgleich sie sofort wieder im Sturme verwehten . . .

Und plötzlich übertönte eine Stimme alle anderen:

„Macht auf!"

Welch eine herrliche Stimme! Kraftvoll, ernst und doch so weich! Mit einem einzigen Worte rührte sie das Herz, und der Abbe war aufgestanden, ohne recht zu wissen, warum. Er hob den einen Fuß und schritt über das Predigtbuch hinweg, und nun stand er hinter der Tür, erschrocken und bereit, zu öffnen.

„Macht auf!" wiederholte die Stimme.

Er drehte den Schlüssel im Schloß um, und sofort peitschte ihm der eisige Regen ins Gesicht. Doch als er so der Menge gegenüberstand, die vor ihm in der Finsternis wimmelte und sicher im nächsten Moment bei ihm eindringen und selbst den anheimelnden Salon nicht verschonen würde, in dem die Holzscheite prasselten — als er sich so der Menge gegenübersah, ließ ihn ein plötzlicher Widerwille aufschreien:

„Wer seid ihr?"

„Elende!"

„Bettler!"

„Hunde!"

Tausend Rufe erschollen, doch niemand tat einen Schritt vorwärts, und der Abbe, der sich in dem Regenschauer bückte, wendete den bestürzten Blick auf die verschwommenen Gestalten, die sich in dem Dunckel bewegten, und hie und da unterschied er ein fahles Gesicht und emporgestreckte Arme, und in der ersten Reihe dicht vor ihm ein Weib, an deren nackter Brust ein kleines Kind bitterlich schluchzte.

„Was wollt ihr?" fragte er. Die Kehle war ihm trocken vor Angst.

„Ein Obdach."

„Mein Haus ist nicht groß genug."

Ein Augenblick tiefer Stille folgte und weiter zurück, da, wo der Menschenknäuel am dichtesten war, erhob sich die herrliche Stimme:

„Gib den Schlüssel her!"

„Den Schlüssel der Kirche? Kein Gedanke! Nachts wird die Kirche nicht geöffnet."

„Gott kennt keine Zeit, denn er schuf beides, Licht und Finsternis."

„Aber was sind denn das für Menschen?"

„Streikende, von Gendarmen verfolgt."

„Den Schlüssel der Kirche gebe ich nicht heraus. Ich darf es nicht."

„Willst du diese Leute denn im Regen stehen lassen? Zwei sind schon unterwegs gestorben und die Kleinen liegen wie tot in den Armen ihrer Mütter. Wo hast du denn gelesen, daß der Herr des Nachts nicht empfängt, als sei die Hilfe an eine wohlanständige Besuchsstunde gebunden. Geh und nimm den Schlüssel von seinem Haken, und diesen Elenden, von der Wohnstätte der Menschen Verjagten, schließe du dann selbst das Gotteshaus auf."

„Ich kann es nicht."

„Nur weil es einmal nicht Sitte ist!"

„Du selbst . . . wer bist du denn eigentlich?"

Ein Schrei des Entsetzens antwortete ihm — er stieg unten aus dem Dorfe herauf, hallte über die Köpfe dahin, und wie der Regen prallte er an die Wand des Pfarrhauses:

„Die Polizei kommt!"

Es folgt ein ungestümes Drängen den Berg hinauf, ein heftiges Klappern von Holzschuhen und die Schwächsten sanken um. Ihre Schmerzensschreie pflanzten sich von einer Gasse zur anderen fort — wie das Jammern der verlassenen Verwundeten auf dem Schlachtfelde. Und vom Regen durchnäßt, frierend und mit schmerzenden Schläfen harrte der Abbe stupide zu wie ein Betrunkener, als er drei Reiter sah in dem Dunkel auftauchen sah — es waren die Gendarmen.

„Keine Ausschreitungen, Herr Abbe?" fragte der Wachtmeister.

„Keine!" antwortete der Abbe, doch ohne Freude.

„Sie sind nicht bei Ihnen eingedrungen?"

„Nein."

„Dann geht alles gut."

„Meinen Sie . . . ?"

„Gewiß, wir haben ja den Rädelsführer."

Und indem sie die Pferde zur Seite zügelten, ließen ihn die Gendarmen in der Finsternis einen Mann sehen, bekleidet mit einem langen, dunklen Mantel.

„Hier ist er."

„Das ist wirklich der Führer?"

„Ohne jeden Zweifel."

„Wissen Sie seinen Namen?"

„Noch nicht."

Und sich zu dem Manne wendend, fragte der Wachtmeister:

„Wie heißt du?"

Der Bettler antwortete nicht, doch langsam begann ein mildes Licht aus seinen Schläfen zu strahlen. Es umleuchtete seine hohe Stirn, auf der das regenschwere Haar tropfte. Die Augenbrauen und die Nase hoben sich in dem Dunkel von dem Antlitz ab. Man gewahrte die hohlen, bleichen Wangen und endlich auch den Bart. Und als der klare Blick seiner Augen den Abbe traf, schrie dieser mit ausgebreiteten Armen auf:

„O, was haben wir getan! Du bist ja Jesus, mein Heiland!"

Und er wich zurück, immer weiter zurück . . . er stieß sich den Kopf so heftig an der Wand, daß er im Bette erwachte, schweißgebadet, mit klappernden Zähnen.

— — — — — — — — — — — — — —

Draußen in der nächtlichen Stille peitschte der Regen die Fenster . . .

Für unsere Frauen.

Lehrreiche Zahlen.

Die fortwährende Zunahme der Ehescheidungen, die Steigerung der unehelichen Geburten sind soziale Erscheinungen. Nach der vom Statistischen Amt der Reichshauptstadt veröffentlichten Bevölkerungsbewegung waren mehr als ein Viertel aller Geburten — 10 008 vom 80 474 — unehelich. Und die armen Unehelichen sind minderen Rechts als die ehelich Geborenen. Sie werden, noch ehe sie zur Welt kommen, von Gesetzes wegen dafür bestraft, daß sie armer Leute Kinder sind. Aus der Berufsstellung der Mütter ist ersichtlich, daß sie meistens arme Proletarierinnen sind, die sich zum größten Teil in abhängiger Stellung befinden. Ihre soziale respektive unsoziale Lage hindert sie gewöhnlich daran, rechtzeitig eine Ehe einzugehen. Von den unehelichen Müttern gehörte fast der dritte Teil dem Dienstbotenberufe an. 3108 Dienstmädchen schließen sich 1058 ungelernte Arbeiterinnen, 1202 Näherinnen und Schneiderinnen und 787 im Handelsgewerbe tätige Personen an. Es folgen die Mädchen „ohne Beruf" mit 428, die selbständigen Modistinnen mit 281, Plätterinnen mit 220, Aufwärterinnen mit 168, Kellnerinnen mit 85, Lehrerinnen und Gouvernanten mit 52, Sängerinnen und Schauspielerinnen mit 27, Sekretärinnen mit 10, Beamtinnen mit 5, Studentinnen mit 3 und Hausbesitzerinnen mit 4 unehelichen Müttern. 1040 uneheliche Mütter hatten das 20. Lebensjahr erreicht, 904 waren 19jährig, 601: 18jährig, 382: 17jährig, 109: 16jährig, 80: 15jährig und 7 uneheliche Mütter waren noch keine 15 Jahre alt. Die Zahl der Ehescheidungen betrug im selben Jahre 1970. Die jüngste geschiedene Frau war 16 Jahre alt und die älteste 68 Jahre. 19 Geschiedene waren noch nicht 20 Jahre alt. 15 Ehen wurden im ersten und 78 im zweiten Jahre nach der Eheschließung getrennt. Ein Paar ging noch nach 80jähriger Ehe auseinander. 907 der geschiedenen Ehen waren kinderlos. Selbst Ehen mit 6—10 Kindern gingen auseinander. In den meisten Fällen bedeutet eine Ehescheidung auch eine Vernachlässigung in der Erziehung und Pflege der betroffenen Kinder.

Zur Frauenkonferenz.

Wie die vorhergegangenen Tagungen der sozialdemokratischen Frauen Deutschlands wird auch die nächste Frauenkonferenz eine Reihe wichtiger und fruchtbarer Arbeiten zu erledigen haben. Die Resolutionen, die den Delegierten verschiedener Kreise übertragen wurden, berühren eine Reihe sehr ernster Fragen, die noch der Lösung harren. Allein zur Mutter- und Säuglingsfürsorge sind Forderungen von unschätzbarem kulturellem Wert formuliert. Das gleiche gilt in bezug auf den Kinderschutz und die Fortbildungsschule. Ferner wird den Genossinnen dringend zur Pflicht gemacht, den Vertreterwahlen der Krankenkassen die größte Aufmerksamkeit zu widmen und sich überhaupt in jeder Weise eingehend um die Angelegenheiten auf dem Gebiete des Kassenwesens zu kümmern. Auch der Vorentwurf zum Strafgesetzbuch ist geeignet, das „liebevollste" Interesse der sozial-